Altadlige Haus-,

Hof- und Familiengeschichten.

Von

Hermann von Maltitz.

Zweite Abtheilung:

Das gräfliche Haus Rottorff.

Erster Band.

Berlin, 1865.
Verlag von Otto Janke.

Das

gräfliche Haus Rottorff.

Roman in vier Bänden

von

Hermann von Maltitz.

Erster Band.

Berlin, 1865.
Verlag von Otto Janke.

Das gräfliche Haus Rottorff.

Erster Band.

Erstes Kapitel.

Aus der Vergangenheit.

Auf der Promenade der königlichen Residenzstadt, wo die breite Lindenallee von Thor zu Thor, innerhalb des letzten Restes eines ehemaligen, ziemlich breiten Stadtgrabens, sich fortzieht, und durch neuere Parkanlagen von den nächstliegenden Straßen getrennt ist, wird die lange, dichte und hohe Hagebuchenhecke nach der Wasserseite hin durch zwei große, aus steinernen Pfeilern und eisernen Thüren bestehende Einfahrtsthore unterbrochen, die durch ein auf festem und etwa vier Fuß hohem Steinsockel stehendes Gitterwerk mit einander verbunden sind. An der äußeren Seite jedes Einfahrtsthores, dessen schwere, eiserne Flügel stets offen stehen und bereits vom Boden aus mit Gras und wilden Schlingpflanzen umwachsen sind, befindet sich ein kleineres Thor für Fußgänger, doch sind dessen Eisenthüren seit Jahren verschlossen geblieben und die

eisernen Stangen von auswuchernden Zweigen nahestehender Bäume und Gesträuche verdeckt und durchflochten.

Gelangt man auf der Promenade, die hier zwischen den beiden nächsten Stadtthoren seit alten Zeiten den Namen „Grafenwall“ trägt, vor diese Gitter und Einfahrten, so kann man nicht zweifelhaft bleiben, daß sich hier Eingang und Grenze eines alten, herrschaftlichen Grundbesitzes befinden, denn die hohen, massigen Steinpfeiler, obwohl ihrer Form nach den Geschmack und Charakter der Zeit des vierzehnten Ludwig verrathend, tragen nicht nur auf ihren abgestumpften Spitzen große eiserne Bögen, in deren Mitte geräumige, altmodische Laternen mit vergoldeten, schnörkelreichen Helmdächern hängen, sondern auch vor ihren Capitälen ovale Steinschilder, auf denen abwechselnd sich zwei Wappen befinden, das eine einen, mit Fähnlein gezierten Helm auf schräg liegendem Schilde, mit dem Zeichen eines mit halber Leibeslänge über eine Mauerzinne hervorspringenden Löwen, das andere auf gleichgeformtem, aber in vier Felder getheiltem Schilde ebensoviel Rosen darstellend, die sich auch auf dem Helme als Zier wiederholen. Dieselben Wappen finden sich auch in den eisernen Thorflügeln, mit vielen Blätterschnörkeln und einer Grafenkrone versehen, und sämmtliche Eisenstangen stellen Lanzen mit vergoldeten

Spitzen dar, in gemessenen Abständen zu Lanzenbündeln vereinigt, um dem Gitter eine größere Festigkeit zu geben.

Ein Blick in die offenen Einfahrten läßt uns zwei breite, mit Laternenpfählen und weiß angestrichenen Randsteinen eingefaßte Wege erkennen, die vor ein lustschloßähnliches Gebäude führen, das im Renaissancestyle mit reich verzierten, steinernen Fenstereinfassungen, einer Freitreppe, vorspringenden Seitenpavillons und hohen Mansarden im Mittelgrunde eines Parkes liegt, der ziemlich stark bewachsen ist, durch viele alte und hohe Linden, Ulmen und Fichten ein etwas ernstes und abgeschlossenes Ansehen erhält und sich auf einer ehemaligen Bastion tief in den Rest des früheren, hier noch breiten und scheinbar teichartig veränderten Stadtgrabens erweitert. Auch jenseit dieses Grabens, nach der Feldseite hin, erstreckt sich der Park noch bis an eine, stellenweise aus einer dichten Fichtenumfassung hervorschimmernden, weißen Grenzmauer, und man sieht von dort ein Lusthäuschen in Gestalt eines Kiosk, und auf einer Anhöhe einen antiken Tempel mit seiner von runden Säulen getragenen Kuppel über das Strauchwerk hervorragen und zwischen den Säulen auf einem Postamente eine Büste. — Der November, der bereits bis auf einige niedere Parksträucher und die Fichten alle Bäume entlaubt hat, gestattet uns einen

freieren und tieferen Blick in dieses stille und imponirende Besitzthum, das in dem Volksmunde der Stadt schlechthin der „Grafenpark" genannt wird. Jeder Einheimische kann uns sagen, daß jenes Wappen mit dem Löwen an den Thorpfeilern dasjenige der alten gräflichen Familie von Rottorff ist, welche, nach dem Stammgute an der Grenze des Königreiches, den Beinamen Oberhaus führt, um diese ältere Linie des Hauses zu bezeichnen, während die jüngere Linie, die indessen schon vor länger als achtzig Jahren ausgestorben ist, den Zunamen Deichstedt führte, nach dem Gute gleiches Namens, welches im nächstanliegenden Fürstenthume Severn liegt, wo diese jüngere Linie sich festgesetzt hatte. Durch deren Erlöschen im Laufe des siebenjährigen Krieges war die ältere Linie auf Oberhaus auch in den Besitz des Gutes Deichstedt gekommen und der Graf Rottorff seit jener Zeit in das doppelte Unterthanenverhältniß zum Königreiche und zum angrenzenden Fürstenthume gerathen, ein Verhältniß, dessen scheinbarer, aber bei aristokratischen Grundherren leicht ausgleichbarer Ausnahmezustand auch dadurch vermittelt wurde, daß schon der Vater des jetzigen Grafen von seinem Könige und zugleich auch von dem fürstlichen Landesherrn im Nachbarstaate mit hohen Hofcavalierstellen bedacht worden war. Wir werden bald erfahren, wie auch der jetzige Graf Günther von Rottorff-

Oberhaus und zu Deichstedt sich in einer ganz gleichen Lage befindet.

Auch über das andere Wappen an den Thorpfeilern kann uns jeder vorübergehende Bürger Auskunft geben; es hängt dasselbe mit der Geschichte dieses gräflichen Besitzthumes zusammen, die wir hier sofort einflechten können. Aus ältesten Zeiten hatten die Rottorff in unmittelbarer Nähe der Stadt, welche im Verlaufe der politischen Welbegebenheiten zur Residenz eines Königs sich erhob, außerhalb der damaligen, städtischen Befestigungen, einen sogenannten „adligen Hof“ besessen, eine Meierei, der Tradition nach ein verfallenes Pfand, welches einmal ein alter Ritter oder fürstlicher Herr damals gegen eine nicht wieder bezahlte Nothanleihe den Rottorff's hatte überlassen müssen; dieser adlige Hof, eigentlich ein bäuerisches Areal, wär seit Jahrhunderten verpachtet, bald in den Händen von Feldbauern, bald in denen des städtischen Rathes gewesen, der vor zweihundert Jahren sein jährliches Schützenfest darauf abgehalten und die Aecker in einen großen Wiesenplatz verwandelt, auch einen Theil davon zu erweiterten Befestigungen der Stadt in Zins genommen hatte. Erst im siebenzehnten Jahrhundert kam der zeitige Graf von Rottorff, welcher auf Oberhaus lebte, auf den Gedanken, sich in der, bis an sein Grundstück herangewachsenen, unterdessen

zur Residenz eines Königs erhobenen Stadt anzubauen, da seine junge Gemahlin das Hofleben liebte und die kleine fürstliche Residenz Severn ihr nicht mehr als das ländliche Einerlei auf Oberhaus genügte; sie war eine geborene von Rosen und das erklärt uns das zweite Wappen, welches abwechselnd mit dem gräflich Rottorff'schen die Thorpfeiler schmückt. Der Graf wurde vom königlichen Hofe mit der Würde eines Erbmundschenks belehnt, was seinen Aufenthalt in der Residenz, wenigstens zur Winterzeit, nothwendig und auch dem Ehrgeize und der Vergnügungslust der Gemahlin wünschenswerth machte. Der König wollte seiner jungen Residenz einen Aufschwung und seinem Hofe Glanz geben, indem er die im Lande zerstreut auf ihren Gütern lebenden reichen Adligen durch Ehrenchargen heranzog.

Die Umstände kamen dem damaligen Anbau des Grafen in und an der Stadt und seiner Uebersiedlung für die Zeit der Wintersaison sehr gelegen; es sollte die Residenz nach der Seite des adligen Hofes hin erweitert, die alte Befestigung abgetragen, eine Promenade angelegt und das Rottorff'sche Areal mit in das Weichbild der Stadt gezogen werden. Der Graf erklärte, sich hier ein Schloß zu erbauen, einen Garten anzulegen, und der städtische Rath kam diesem Entschlusse dadurch bereitwillig entgegen, daß man dem

Grafen die Bastion abtrat, den Stadtgraben theilweise ausfüllen ließ und die Einfahrt von der Stadtseite aus anbot. So entstand der Grafenpark mit seinem Hause im Geschmacke des siebenzehnten Jahrhunderts; Haus und Thorpfeiler mit ihren Wappen blieben unverändert, doch ließ ein späterer Besitzer, und zwar der Großvater des jetzigen Grafen, den holländisch-französischen Lustgarten in den jetzigen Park nach englischem Geschmacke umwandeln, der damals gerade Mode wurde, und zum Andenken an den Vorfahren, welcher dieses schöne städtische Besitzthum aus dem alten adligen Hofe geschaffen hatte, auf einer Anhöhe im hinteren Theile des Gartens den bereits erwähnten Tempel aufführen, unter dem die Marmorbüste des Vorfahren aufgestellt war.

Hatten schon Großvater und Vater des heutigen Grafen im ruhigen Besitze ihres Gutes Oberhaus und des städtischen Eigenthums durch die Chancen des siebenjährigen Krieges mancherlei Störungen und Verluste erfahren müssen, so war der gegenwärtige Graf Günther, obgleich bereits, nach dem Erlöschen der Linie Deichstedt, dieses Gut an das ältere Geschlecht gefallen und dadurch der Besitz vermehrt worden war, den politischen Ereignissen der Napoleonischen Zeit mit Leben und Eigenthum in nachhaltiger Weise ausgesetzt gewesen; als ein Feind des französischen Siegers über

Deutschland und als dessen diplomatischer Gegner, hatte er bei der Occupation des Landes und der langen Dauer einer terroristischen Fremdherrschaft, mit seiner Familie nach England flüchten und erleiden müssen, daß seine beiden Güter geplündert wurden, sein Haus am Grafenwalle zeitweise von einem französischen General bewohnt und ein politischer Bannstrahl des Welteroberers auf das Haupt des Grafen geschleudert wurde. Der Friede zu Tilsit hatte dem Grafen keine Aussicht auf eine friedliche Rückkehr gegeben; erst zwei Jahre später, nach dem Schönbrunner Frieden, fügte er sich, auf Drängen seiner leidend gewordenen Gemahlin, in die demüthigende Nothwendigkeit, die Schritte von England aus zu thun, um seine ungefährdete Rückkehr und die Zurückgabe seiner sequestrirten Güter bei dem französischen Kaiser und dem Könige von Westphalen befürworten zu lassen. Erst nach einem Jahre, bei Gelegenheit der Geburt des Königs von Rom, erhielt er diese Begnadigung.

Obgleich er sich, den Zeitverhältnissen nach, auf der Höhe seines Standes zu erhalten suchte, so konnte er sich doch selbst nicht verhehlen, daß sein Vermögen durch die Ereignisse einen harten Stoß erfahren hatte: beide Güter waren ausgesogen und erschöpft, das Inventar zerstört; er wohnte still und grollend auf Oberhaus, der Grafenpark in der niedergedrückten

Residenz blieb öde und verschlossen, die Gemahlin, welche ihm zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, geboren hatte, war in Tiefsinn gefallen, seine Stellung als Hofmann und Diplomat war unter dem Drucke des mißtrauischen Usurpators unmöglich geworden und er suchte sich dadurch zu zerstreuen und seine geistige, an politische Projecte und Rührigkeit gewohnte Natur zu beschäftigen, daß er als Gutsbesitzer auf die Wiedererweckung der Lebenskraft seines Fruchtbodens, auf die Wiederherstellung des Ertrages seiner ausgesogenen beiden Güter, die ganze Bestrebsamkeit seines entschiedenen Charakters concentrirte.

So kam das Jahr 1813 heran; der vernichtende Schlag, den Napoleon im vergangenen Winter in Rußland von der Natur und einem verzweiflungsvollen Volke erhielt, erweckte den deutschen Muth, ebenfalls das Aeußerste für die Befreiung zu wagen; Preußen erließ den Aufruf zu den Waffen für das Vaterland, ganz Deutschland drängte sich zu der Ehre, sich von einem unwürdigen Joche mit den heiligsten Opfern loszureißen; Graf Rottorff, im Herzen ein unversöhnlicher Feind des Usurpators, war einer der Ersten, die Haus, Weib und Kind verließen, um sich dem neuerwachten, deutschen Geiste zur Verfügung zu stellen; als muthiger, entschiedener Mann wollte er die Waffe führen, aber die politischen Stimmführer, seine diplo-

matische Tüchtigkeit, ausdauernde Rührigkeit und politische Gesinnung kennend und abwägend, veranlaßten ihn, statt des Schwertes die politische Waffe zu nehmen, und so wurde er als Diplomat verwendet, der mit Rußland, England, Schweden, Oesterreich und Bayern in mancherlei erfolgreiche Beziehungen trat und auch im Vaterlande die patriotische Begeisterung durch Beispiel und Thätigkeit in den verschiedenen Vereinen anzufachen und zu verbreiten wußte. Dadurch war er in eine gewisse Popularität gekommen, die er aber nur als Mittel zum Zwecke förderte, der er jedoch im Herzen und in seinen Grundsätzen als ein strenger Aristokrat völlig fremd war, indem er die zeitweise Sympathie mit dem Volke als eins der persönlichen Opfer betrachtete, die er dem Vaterlande viel weniger, als der Rehabilitation der fürstlichen Autorität und aristokratischen, historischen Stellung darzubringen sich angetrieben fühlte. Ueberhaupt war der Graf ein vorherrschend berechnender Charakter, dessen einzige Leidenschaft der Haß gegen Napoleon, und dessen einzige Gemüthsbewegung nur die Empfindlichkeit seines Stolzes war, wodurch sich bei ihm eine stark gegen persönliche Berührungen reagirende egoistische Natur aussprach.

Die Schlacht bei Leipzig brachte endlich Frieden, Freiheit und Wiederherstellung der alten historischen

Zustände in das deutsche Land zurück; Graf Rottorff bezog wieder sein so lange verödet gewesenes Haus am Grafenwalle, er entfaltete, um jeden Schein der materiellen Erschöpfung zu verscheuchen, den alten, von seinen Vorfahren beobachteten Glanz der hocharistokratischen Stellung, er genoß das dankbare Vertrauen des Königs, des ebenfalls flüchtig gewesenen Fürsten von Severn, als seiner nächsten Landesherren, und überhaupt der regierenden Personen, aber er vermied jetzt die Begegnung mit dem Volke, das treuherzig genug war, die Popularität auch ferner aufrecht erhalten zu wollen und dieselbe der volksthümlichen Gesinnung des Grafen beizumessen.

Ein, das innere Familienleben desselben mehr, als sein Gemüth erschütternder Schlag erfolgte durch den Tod seiner Gemahlin, wenige Monate nach dem ersten Pariser Frieden. Die kränkelnde, tiefsinnige Dame war dem Gemahl längst entfremdet worden; sein Charakter hatte die inneren Beziehungen zu ihr verloren, der starke Mann fühlte sich von ihrer Schwäche und Melancholie abgestoßen, sein berechnender Verstand hatte ihren beschleunigten Tod vorausgesehen und sich dagegen gestählt. Ein Vorfall im engeren Familienleben, nur den Hausgenossen bekannt, hatte ohnehin die beiden Gatten schon seit einem Jahre entfremdet. Für die Tochter Juliane, die viel Entschiedenheit

vom Vater geerbt hatte und eine sehr schöne Brünette war, wurde von der Gräfin eine französische Gouvernante, eine Mademoiselle Marietta Deflory, oder, wie sie sich in letzter Zeit schrieb: de Flory, auf das Gut Oberhaus genommen; die Gräfin hatte, kurz vor der Erhebung des deutschen Volkes, die Wahrnehmung gemacht, daß diese Französin mit dem Grafen in einem vertrauten Verhältnisse stehe und sofort die Gouvernante entlassen, der Graf aber das an seinen Schutz appellirende, hübsche und kokette Mädchen heimlich in die fürstliche Residenzstadt Severn geschickt, ihr hier ein selbstständiges, damenmäßiges, scheinbar sittliches Unterkommen verschafft und bei seinen öfteren Besuchen in dem von Oberhaus, namentlich von Deichstedt nicht entfernten Severn, den Umgang fortgesetzt. Auch dies hatte die Gattin erfahren; es gab eine häus-Scene, welche beide Gatten nur noch kühler gegen einander machte.

Der Tod der Gräfin ging ziemlich spurlos im Leben des Grafen vorüber; es fehlte zwar nicht am Prunke der Bestattung, als die Leiche nach dem Gute Oberhaus gebracht und hier in der Ahnengruft beigesetzt wurde; es fehlte nicht an der guten Form der Trauer und Condolenz; nur in einem, in Julianens Herzen war ein Schmerz zurückgeblieben, der um so tiefer sich festsetzte, als er bei der Charakterent-

schiedenheit des Mädchens sich nicht äußerlich kund geben wollte. — Juliane hatte ihre Mutter aufrichtig geliebt, sie war deren Gesellschafterin, Pflegerin und Trösterin gewesen, sie hatte nur eine keusche Ahnung von der Ursache der plötzlichen Entfernung der Gouvernante, die Entfremdung beider Eltern von einander erhalten; als aber die Mutter auf den letzten Krankenlager einmal geäußert hatte: „Dein Vater hat mich getödtet“ — da war Juliane geneigt gewesen, diese Worte für eine Verirrung des mütterlichen Tiefsinns zu halten und nur wehmüthig und gedankenlos über diese Anklage zu lächeln. Als aber nach dem Tode der Mutter Juliane den Vater kalt und ruhig sah, als sie in dessen Zimmer einen, anscheinend aus der Tasche entfallenen Brief am Boden vor dem Schreibtische des Vaters fand, den sie anfangs arglos aufhob, bei der ihr bekannten Handschrift der Adresse aber öffnete und las, daß die ehemalige Gouvernante ihren Vater an dessen Gelübde erinnerte, sie in eine nähere Stellung zu ihm zurückzuführen, wenn die kranke Gemahlin gestorben sein würde, da wurde Julianens Herz vom Gefühle des tiefsten Abscheues gegen den Vater ergriffen, ihre erregte Phantasie erbebte von der Vorstellung, daß der Vater auf den Tod ihrer heißgeliebten Mutter gewartet habe, und da ihr Charakter ebenso wahrhaftig, als verschlossen und entschieden war,

so verbarg sie ihren Groll gegen den Vater hinter die schmerzliche, stille Trauer um die verlorene Mutter, und der Graf hielt die fast gleichgültige und kühle Behandlung, welche ihm die einzige Tochter erwies, für den Ausdruck des Schmerzes eines starken, verschwiegenen Charakters. Er hatte indessen von jeher zu wenig Gelegenheit genommen, das innere Leben seiner Tochter kennen zu lernen; sein reger, mit Standesinteressen, Politik und diplomatischen Intriguen stets beschäftigter Geist hatte sich nicht Zeit und Ruhe gelassen, im engeren Familienleben sich zu orientiren; die Kinder waren der Erziehung der Mutter und fremder Personen, eines Hauslehrers für den Sohn und einer Gouvernante für die Tochter, überlassen gewesen. Letztere aber hatte sich selbst nach eigener Anlage entwickelt und würde vielleicht dem Vater ähnlicher geworden sein, wenn nicht der sanfte Einfluß der Mutter, durch die zärtliche Liebe beider zueinander einen tieferen Eingang gefunden hätte.

Erschien die schöne Juliane auch auf den ersten Anblick, namentlich nach dem Tode der Mutter und bei dem Verluste der Achtung gegen den Vater, kühl, stolz und verschlossen, so lebte dennoch in ihr ein für Leidenschaft fähiges Herz; die Entschiedenheit, die sie vom Grafen geerbt hatte, war durch die mütterliche Sanftmuth in ihr zum Charakter einer edlen, grund-

sätzlichen Stimmung und einer bewußten Gefühlsrichtung gemildert, sie empfand mit Heftigkeit und Ausdauer. Es entsprach diesem Charakter, daß sie, nach dem Tode der Mutter, dem Vater die innerste Entrüstung verheimlichte, den reger gewordenen Verkehr desselben mit der Französin, deren Eintreffen in der Residenz und die Wege und Neigungen des Vaters ignorirte, der ebenfalls gegen die Tochter die Miene zu behaupten suchte, als sei sein abgeschlossenes, wenig vertrauliches Verhalten im Hause nur die Stimmung seines trauernden, durch Geschäfte sich zerstreuenden Charakters.

Als die Gräfin begraben und der Bestattungsprunk Gegenstand der Unterhaltung in der Residenzbevölkerung geworden war, tauchten hier und da Gerüchte auf, welche behaupten wollten, daß die Ehe des Grafen Rottorff keine glückliche gewesen sei, doch konnte Niemand bestimmte thatsächliche Beweise angeben. Der Graf lebte indessen, nachdem die formelle Zeit der Trauer nach Schicklichkeitsgebrauch, wenn auch auf die kürzeste Dauer, eingehalten war, am königlichen Hofe, wo er außer seinem Range als Erbmundschenk noch in Anerkennung seiner geleisteten Dienste gegen die Fremdherrschaft zum Oberkammerherrn ernannt war; er zog in der folgenden Sommersaison nach Oberhaus, um, wie er sagte, seiner Tochter stille Verstimmung durch die belebende Natur zerstreuen zu lassen, machte

Ausflüge nach Deichstedt, wo, was nur Wenigen bekannt war, die Mademoiselle de Flory eine stille Heimath angewiesen erhalten hatte, da ihre Anwesenheit in der könglichen Residenz, obgleich sie hier, entfernt vom Grafen weilend, ein mehr heimliches Dasein führen mußte, doch dem Grafen bedenklich erschienen war, und er besuchte von beiden Gütern aus häufig die Residenz des Fürsten von Severn, mit dem er durch gleiche Erlebnisse während der Fremdherrschaft und gleichen Franzosenhaß persönlich befreundet war und der ihn, um ihn als hohen Adligen seines Fürstenthums zu ehren, zum Oberjägermeister, eine am Hofe zu Severn von Alters her hohe Ehrenstelle, ernannt hatte. —

Die beiden gräflichen Güter lagen so, daß deren Besitzer eigentlich mehr auf Severn, als auf den königlichen Hof in der entfernten Residenz hingewiesen gewesen wäre, wenn er nicht dort das Palais im Grafenparke gehabt hätte. Ehe dasselbe entstand, waren deßhalb die Vorfahren des Grafen vorherrschend am fürstlichen Hofe zu Severn heimisch gewesen. Oberhaus lag in der an das Fürstenthum stoßenden Provinz des Königreiches so nahe an der Grenze, daß die äußersten Gehölze und Viehweiden bis an die Grenzlinie beider Staaten reichten und man mit den schnellen Pferden des Grafen die Residenz Severn, eine aus alten Zeiten

und durch mittelalterliges Patrizierthum noch die Größe früherer Bedeutung in Räumlichkeit und gothischen Gebäuden tragende Stadt, in drei Stunden erreichen konnte. Unmittelbar an der Grenze, im Fürstenthume, Oberhaus gegenüber und in beiden Arealen durch einen, die Grenze bezeichnenden, kleinen Fluß, die Eller, getrennt, liegt das Gut Heimburg, einst im Besitze der Herren gleiches Namens, jetzt aber und schon seit funfzig Jahren in den Händen eines bürgerlichen Gutsbesitzers, der dasselbe käuflich von der in Verfall gerathenen Adelsfamilie erworben hatte. Etwa drei Meilen tiefer im kleinen, aber durch Productionskraft, Wälder und Bergbau reichen Fürstenthume, liegt mitten in einem anmuthigen Gebirgskessel des gräfliche Gut Deichstedt, eine liebliche Besitzung, die ihren Namen von den deichartig sich erhebenden, niederen Bergzügen erhalten haben mag, die hier einen hochliegenden See auf uraltem Moorgrunde vom Thale abhalten. Aber auch von Deichstedt aus konnte man die Stadt Severn in vier Stunden mit guten Pferden erreichen.

So stand das Familienleben des Grafen, als plötzlich die Nachricht im März 1814 eintraf, daß Napoleon von Elba in Frankreich wieder erschienen, von der Nation im Triumphzuge empfangen und König Ludwig entflohen sei; Deutschland gerieth in Aufregung;

des Grafen politische Thätigkeit fand neue Aufträge; er selbst brachte seinen Sohn, der bisher sich noch zu keinem Berufe entschlossen, sondern mit Jagd, Pferden und einem müssigen Leben auf der Landesuniversität die Zeit vertrieben hatte, in das Garderegiment, wo der König ihm sofort das Fähnrichpatent schenkte, dann unternahm er diplomatische Sendungen nach Oesterreich, welches bereits in Italien gegen Mürat zog, nach England, um dieses zu berathen, und von Hof zu Hof in Deutschland, um ein gemeinsames Handeln zu beschleunigen. Die Ereignisse des folgenden Jahres 1815, namentlich die Schlacht bei Waterloo, brachen die Gewalt des fremden Eroberers und führten durch den zweiten Pariser Frieden die Ruhe in Deutschland zurück. Obgleich zum anfänglichen Verdrusse des Grafen sein Sohn Walther nicht Gelegenheit gefunden hatte, sich militairische Ehre im Kriege um vaterländische Selbstständigkeit zu verdienen, da sein Regiment durch die strategischen Combinationen des Feldherrn in Reserve gestellt und nur gegen den Rhein geschoben war, so beruhigte sich der Graf bald darüber, als er durch ein Ereigniß ganz in seiner Nähe daran erinnert wurde, daß der Sohn der einzige männliche Stammhalter des Namens und des Familiengeschlechtes sei und ein Tod auf dem Felde der Ehre den Rottorff'schen alten Namen mit Erlöschen

desselben bedroht haben würde. Dieser Gedanke rief im Grafen die flüchtige, aber ernster wiederkehrende Reflexion wach, ob es nicht rathsam sei, sich zum zweiten Male legitim wieder zu vermählen.

Das Ereigniß aber, welches ihn an Tod, Erlöschen des Stammes und weitere Gedanken erinnerte, war der Ehrentod des Fürsten von Severn im Kampfe für das Vaterland und die Sicherheit seines eigenen Fürstenthums. Reden wir einige Worte über diesen Fürsten.

Fürst Friedrich von Severn war, als er durch eine feindliche Kugel tödtlich getroffen wurde, etwa fünfzig Jahre alt. Vermählt mit einer nicht deutschen Prinzessin, verlor er dieselbe schon früh bei der Geburt seines zweiten Sohnes und er blieb seit dem ehelos. Er war ein militairisch gebildeter, tapferer, ehrlicher, wenn auch nicht eben durch die soldatische Erziehungsweise seines Vaters geistig hervorragender Herr, dessen Haupttugend eine natürliche Aufrichtigkeit in seiner Liebe und Abneigung war. Eben dieselbe ließ ihn denn auch seinen Widerstand gegen Napoleon nicht verbergen, und, die eigene Ohnmacht gegen den Weltmächtigen vergessend, trat er so entschieden auf, daß er, um sein Leben zu sichern, nach England flüchten mußte. Bei Napoleons Rückkehr von Elba war der Fürst der Erste, welcher ein Freicorps bildete und sich

selbst an die Spitze seiner Landestruppen stellte, um sie der großen Armee einzuverleiben, welche bald nachher bei Waterloo und Belle-Alliance den Feind für immer niederwarf. Leider war dieser Sieg, neben vielen anderen Opfern, auch durch das Leben des Fürsten erkauft, der bei einer muthigen Anfeuerung seiner Brigade sich so exponirte, daß er, von einer französischen Kugel getroffen, sterbend vom Pferde sank. Er hinterließ zwei Söhne, den zur Zeit der Völkerschlacht 18jährigen Prinzen Waldemar und dessen 16jährigen Bruder Wilhelm. Beide Söhne waren von Jugend auf schwächlich gewesen, was man der nicht deutschen Sitte ihrer Mutter Schuld gab, die, ihrem Landesgebrauche gemäß, die neugeborenen Kinder in ein kaltes Wasserbad hatte bringen lassen, was die Aerzte als Ursache betrachteten, daß beide Prinzen lange Zeit an Augenkrankheiten litten und namentlich bei dem ältesten eine zögernde geistige Entwickelung der körperlichen parallel lief. Seit zwei Jahren indessen hatte der Gesundheitszustand beider Prinzen, besonders des jüngeren, einen merklichen Aufschwung genommen, doch mochte die noch ärztlich empfohlene Schonung derselben der Grund sein, daß der kriegerische Vater den 19jährigen Waldemar nicht mit sich auf das Feld der Ehre nahm.

Fürst Friedrich von Severn hatte vor seinem Auf-

bruche zur Armee eine letztwillige Verfügung getroffen, wonach beiden Prinzen der Oberregierungsrath von Heimburg als Gouverneur vorgesetzt und, für den Fall des Todes des Fürsten, eine vormundschaftliche Regierung bestellt war, die, ebenfalls unter Leitung des Herrn von Heimburg, der das besondere Vertrauen des Fürsten besaß, und des fürstlichen Adjutanten Obersten von Lübsen, der seinen Herrn mit in's Feld begleitete, unter einer obervormundschaftlichen Autorität des Königs stehen sollte. Graf Rottorff hatte sich durch diese Verfügung des Fürsten verletzt gefühlt, wie Näherstehende behaupteten, da er als bedeutendster Adliger im Fürstenthume und als vermeintlicher Freund des Fürsten erwartet hatte, daß sein Name in der vormundschaftlichen Regierung nicht fehlen würde, obgleich er sich nicht verhehlen mochte, daß der Einfluß des Herrn von Heimburg auf den Fürsten die Ursache dieser Uebergehung sein mußte. Da jener Mann, bei aller Form des guten Anstandes, dennoch eine unverhüllte, feindliche Stimmung gegen ihn nährte, so war es dem Charakter des Grafen demungeachtet entsprechend, daß er seine bisherige persönliche Zuneigung zu dem Fürsten in einen auf Genugthuung sinnenden Groll verwandelte, der sich mit der Feindschaft gegen Herrn von Heimburg verbündete. Niemand dachte an die Verwirklichung des vorgesehenen Möglichkeitsfalles

eines Todes des Fürsten im Felde, und so beschäftigte sich auch der verstimmte Ehrgeiz des Grafen nur mit den stillen Plänen, bei der Rückkehr des Fürsten Friedrich aus dem Kriege eine Hofintrigue einzuleiten, durch welche er den Einfluß des Herrn von Heimburg brechen und sich am fürstlichen Hofe maßgebend machen könne. Er suchte keinen anderrn Vortheil dabei, als die Befriedigung seines Ehrgeizes.

Die Ereignisse gaben dieser Situation plötzlich eine andere Wendung; der Fürst fiel; die vormundschaftliche Regierung wurde nach der Bestattung des Fürsten, die im Siegesjubel der gewonnenen Völkerschlacht den Schmerz über den Verlust des Landesherrn mit Freude mischte, und nach der Verkündigung des fürstlichen Testamentes sofort eingesetzt; Herr von Heimburg, der Gouverneur der verwaisten Prinzen, trat in die Führung der Regierung ein, der König des Nachbarstaates acceptirte die Obervormundschaft und ernannte den Grafen von Rottorff, als Gutsbesitzer und Standesherrn in beiden Staaten, zu seinem Vormunds-Commissair. — Das hatte der Graf gewollt; nun hatte er eine Hand im Spiele, die allen möglichen Intriguen seiner ehrgeizigen Sympathien und Antipathien eine Bahn brechen konnte. Er wollte allein das Fürstenthum bis zur Volljährigkeit des Prinzen Waldemar regieren und, wie seine still ab-

wartenden und sich vorbereitenden Gegner sich zuflüsterten, diese Zeit ausnützen, um die immer noch von der Occupationszeit her etwas erschöpfte Lage des Gutes Deichstedt wieder herzustellen. Jedenfalls faßten die Gegner, welche diese Meinung hegten, den Charakter des Grafen zu materiell und niedrig auf, sie würdigten diesen Mann nicht genug in seinen Prinzipien und weitergehenden Plänen einer ehrgeizigen Verstimmung.

Die ausländische Macht, welche durch die Verheirathung des Fürsten Friedrich mit einer Prinzessin jener fremden Herrscherfamilie in das nächste Verwandtschaftsverhältniß gekommen war, hielt seit zwanzig Jahren einen Gesandten am fürstlichen Hofe und zwar einen Mann, der als ein feiner, gewandter Diplomat bekannt und auf seinem Posten zu Sedern alt geworden war. Auch den weniger Scharfsichtigen war es aufgefallen, daß ein Mann aus der diplomatischen Sphäre einer europäischen Großmacht unverändert auf dem Posten eines Gesandten am Hofe eines kleinen Fürstenthums ausharrte und seine Laufbahn nicht in größeren Wirkungskreisen vollendete, daß er mit der Rückkehr des flüchtigen Fürsten wiederkehrte, daß er sich begnügte, ein stiller Beobachter zu sein und scheinbar die Rolle eines Privatgastes am Hofe und eines Privatmannes in der Stadt spielte, dennoch aber als eine den Fürsten umspinnende und mit den Prinzen sich beschäftigende,

immer beobachtende Person galt, die ohne Zweifel den fremden Hof, dem er diente, über Alles, was hier vorging, in genauer Kenntniß erhielt. Man wußte von ihm indessen weiter nichts, als daß er sehr zurückgezogen lebte, seit den letzten zwei Jahren eine kältere Form gegen den Fürsten beobachtete, den Herrn von Heimburg und dessen Einfluß mit grollenden Augen ansah und bei der letztwilligen Verfügung des Fürsten zerstreut gelächelt und vermehrte Briefe in's Ausland geschickt hatte. Aeltere Hofleute wollten seinem, früher fast alleinigen Einflusse auf den Fürsten den Umstand zuschreiben, daß sich dieser nicht wieder vermählt hatte. Herr von Falk trug einen deutschen Familiennamen, der seine Abkunft verrieth, obgleich schon seine Vorfahren dem fremdländischen Staate angehörten, dem er als Gesandter diente. Er war ein kleiner, zierlicher Mann von der beweglichen, graziösen Form französischer Lebensbildung, da er seine Laufbahn in der Jugend als Secretair der Gesandtschaft in Paris begonnen hatte; sein dichtes, früher blondes Haar war mit der Zeit weiß geworden, seine grauen Augen konnten ebenso listig, wie freundlich sein, wenn seine schmalen, eingezogenen Lippen geheimnißvoll oder zerstreut lächelten. Niemand dachte an ihn während der Kriegesaufregung, während der Bestattung des gefallenen Fürsten, während der Einsetzung

der vormundschaftlichen Regierung; theils verhielt er sich unscheinbar ruhig, theils war er ganz im Stillen auf Reisen gegangen.

Kaum war aber die Regierung bestellt und Graf Rottorff zum Commissarius des königlichen Obervormundes ernannt worden, als plötzlich und wider Erwarten Herr von Falk auftrat und die letztwillige Verfügung des Fürsten Friedrich für ungültig erklärte, da derselbe bereits bei der Vermählung geheime Verbindlichkeiten eingegangen sei, kraft welchen bei einem Ableben vor der Volljährigkeit eines legitimen Prinzen, die verwandtschaftliche ausländische Macht das Fürstenthum regieren und, bei Nichtvorhandensein von regierungsfähigen Erben, deren Begriff im Ehepakte genau definirt und vorgesehen sei, das Fürstenthum an jene Großmacht fallen solle. Dieser Protest erregte nicht nur in der Stadt Severn, sondern auch am Hofe und in der Aristokratie der königlichen Residenzstadt eine große Befremdung und Aufregung, da Niemand von dem Ehecontracte des Fürsten etwas gewußt hatte; man dachte sich, daß die ehrliche, mehr tapfere als kluge Natur des Fürsten damals einer krämerisch-listigen Politik jener fremden Großmacht zur Beute gefallen sei, an deren Regierungsspitze ohnehin damals ein berechnender, zum Minister emporgestiegener Kaufmann stand. Es war zu erwarten, daß von Seiten der Vormund-

schaft und des königlichen Obervormundes gegen diesen Protest diplomatische und politische Schritte gethan wurden, die dem Gebrauche nach so heimlich und ohne Betheiligung der öffentlichen Stimmung geschahen, daß man eine Zeit lang nichts weiter erfuhr, als daß die Stellung des Herrn von Heimburg unverändert dieselbe blieb, daß Herr von Falk viele Reisen nach der Königsstadt, auch Besuche bei dem Grafen Rottorff mache, daß er nach Wien gefahren sei und endlich der Graf eine Mission an den Hof der ausländischen, protestirenden Großmacht unternommen habe. Das Volk bekümmerte sich in der von allgemeineren Interessen bewegten Zeit nach der Schlacht bei Waterloo wenig um die engeren politischen Fragen des kleinen Fürstenthums; die Gefangennahme Napoleons, seine Verbannung nach St. Helena, die Stipulationen des zweiten Pariser Friedens, die Wiener Congreßverhandlungen, wodurch die Grenzverhältnisse der europäischen und namentlich der Bundesstaaten Deutschlands festgestellt wurden, beschäftigten die Diplomaten und das Volk. — Das aufgeweckte Streben des Volkes, welches an den Rivalitäten der Fürsten und dem früheren Rheinbunde die Schwäche der eigenen, nationalen Bedeutung erkannt hatte, vereinigte sich in dem Wunsche nach größerer, organisch verbundener Nationalkraft, ja, es gab im Fürstenthume Severn und in dem angrenzenden

Königreiche angesehene Personen, welche es für ein Glück hielten, wenn kleine Staaten in größeren aufgingen, wenn bei der Erb- und Besitzfrage des Fürstenthums Severn die Gelegenheit wahrgenommen würde, dieses reiche, von den Grenzen des anliegenden Königreiches fast umschlossene Ländchen dem großen Nachbarstaate einzuverleiben und die Prinzen von Severn durch Stellungen im Königreiche zu entschädigen.

Ob diese Aeußerungen in den maßgebenden politischen Kreisen der Königsresidenz ein Echo fanden und ähnliche Gedanken erregten, lassen wir einstweilen unentschieden, es war aber bemerkenswerth, daß man dort, wo man an strenge Censur öffentlicher politischer Meinungen gewöhnt war, Zeitungsartikel und Flugschriften scheinbar ignorirte, welche entweder jener Annexion des Fürstenthums das Wort redeten, oder mit Eifer gegen die heterogenen, eigennützigen und antinationalen Einflüsse einer fremden Macht auf ein deutsches Fürstenthum sprächen. — Mochten die Anstrebungen einer Annexion, welche sowohl im Königreiche als Fürstenthume Wortführer fanden, von der maßgebenden Stimmung, welche die Wiener Congreßverhandlungen leitete, schon in ihren Andeutungen erstickt sein, oder einen anderen Widerstand gefunden haben, das wissen wir nicht zu sagen, die Thatsache war, daß die von dem hochseligen Fürsten letztwillig

verfügte vormundschaftliche Regierung unbelästigt sich organisirte, daß aber auch die Ansprüche der ausländischen Macht keine Verwirklichung fanden und nach einigen drohenden Noten, von denen man jedoch nur gerüchtweise sprach, der Herr von Falk sich eine Zeit lang ganz ruhig verhielt, als Privatmann in Severn fortlebte und dann still abreiste. Einsichtige Personen in Severn sowohl wie in der königlichen Residenz wollten wissen, daß es namentlich die Regierung des nachbarlichen Königreiches gewesen sei, die mit Entschiedenheit den Ansprüchen des fremden Staates auf die Vormundschaft des Fürstenthums entgegengetreten wäre, weil man den Plan durchblickt habe, mittelst welches die ausländische Macht durch die leitende Hand im Fürstenthume einen politischen und jedenfalls nachtheiligen Einfluß auf die neugeschaffene, deutsche Bundestags-Autorität zu gewinnen gedachte; man wollte aber auch, trotz der Geheimhaltung, womit diese Angelegenheit betrieben worden war, erfahren haben, daß der Ehecontract, den einst, vor zwanzig Jahren, der Fürst Friedrich mit dem fremden Hofe eingegangen sei, nicht nur wegen bestehender, deutscher Föderativverhältnisse, sondern auch aus Gründen einer persönlichen, periodischen Unzurechnungsfähigkeit des Fürsten als ungültig bezeichnet wäre, und was bei Lebzeiten desselben vielleicht nur zaghaft gedacht und nie lautbar geworden

war, das wagte sich jetzt ungeahndet in den Mund höher stehender Personen sowohl in der königlichen, als fürstlichen Residenz, daß nämlich der hochselige Fürst zwar ein ehrlicher, gutherziger Mann und tapferer Haudegen gewesen sei, aber, bei geringer Intelligenz, ein Erbtheil der männlichen Descendenz seiner Familie übernommen habe, das sich in periodischen, wenn auch weit auseinander liegenden Zeiten, durch eine geistige Ermattung, Zerstreutheit und Ideenabweichung kund gegeben habe, und, was man jetzt plötzlich mit besonderem Nachdruck betonte, daß sich dieses Erbtheil im Prinzen Waldemar unverkennbar und in bedenklichen Symptomen bemerkbar mache. Man brachte seltsamer Weise Geschichten in das Publikum, welche die geistige Beschränktheit und erbliche Anlage des Prinzen zu ungereimten Vorstellungen und Handlungen beweisen sollten, doch war es auffällig, daß Herr von Heimburg bei vertraulicher Anfrage alle jene Gerüchte für grundlos und irrthümlich erklärte, was die Andersdenkenden für den Ausdruck der großen Anhänglichkeit jenes Mannes an den hochseligen Fürsten und dessen Söhne hielten, denn Herr von Heimburg hatte seine ganze Existenz der persönlichen Gnade des Fürsten zu verdanken.

Einst gehörte das schöne Gut Heimburg, welches hart an der Grenze des Fürstenthums, dem gräflichen

Gute Oberhaus gegenüber liegt und das hohe Alter des Geschlechtes noch jetzt durch die auf einer Anhöhe sichtbaren Ruinenreste der einstigen Heimburg verräth, seinen Vorfahren bis zu seinem Vater hinab, der, als der Sohn etwa drei Jahre alt war, auf eine seither unerklärliche Weise verschwand, dessen Leiche man vergebens nachgesucht und den der Wassermüller an der Eller an demselben Abende des Verschwindens auf dem Wege nach Oberhaus im Walde mit einer Flinte gesehen hatte. Die Vermuthung eines Selbstmordes oder einer heimlichen Entfernung lag damals nahe, da man behauptete, daß der, erst vier Jahre vermählt gewesene, bei seinem Verschwinden etwa 34 Jahre alte Edelmann eine sehr unglückliche Ehe geführt und das Gut ziemlich verschuldet von seinem Vorfahren übernommen habe; da zur Zeit des Ereignisses der Graf Rottorff, der Vater des jetzigen Grafen Günther, gerade auf Oberhaus anwesend gewesen war, so wurde auch hier die Spur des Verschollenen verfolgt, weil Leute aus der Gegend behaupteten, daß der Herr von Heimburg wegen der Jagdrechte mit dem Rottorffer Grafen in Spannung gelebt habe, und obgleich ein Schäfer gesehen haben wollte, daß der Vermißte in der Abenddämmerung in den Oberhäuser Park eingetreten sei, und zwar ohne Flinte, so konnte dieses Zeugniß doch nichts nützen, da

der Wassermüller den Herrn im Jagdcostüm gesehen hatte und Graf Rottorff jede weitere Nachfrage auf seinem Gebiete mit Stolz und Empfindlichkeit zurückwies. So blieb das Geheimniß ungelüftet, und nur vorsichtige und schnell verscheuchte Gedanken tauchten auf, als bald nach dem Ereignisse die damalige Gräfin Rottorff in Zwiespalt mit ihrem Gemahle kam, auf das neuerworbene Gut Deichstedt zog und mehre Jahre von ihrem Gemahle getrennt lebte.

Das plötzliche Verschwinden des Herrn von Heimburg rief die Gläubiger des Gutes auf; die junge Wittwe war außer Stande, sich auf dem fraglich gewordenen Besitzthume zu halten, das der siebenjährige Krieg ohnehin stark mitgenommen hatte; sie mußte weichen, zog nach Severn mit ihrem Söhnchen und ein reicher, bürgerlicher Mann brachte Heimburg käuflich an sich. Der damalige Fürst von Severn nahm sich der armen und im Gemüthe leidend gewordenen Edelfrau an, nahm ihren Sohn in die fürstliche Pagenschule auf und gesellte ihn später seinem eigenen Sohne, dem Erbprinzen Friedrich bei, der etwa nur vier Jahre jünger war, schickte ihn mit demselben auf die Universität und auf Reisen, und stellte ihn nach der Wiederkehr und bei der Volljährigkeit des Erbprinzen als fürstlichen Rath im Rechnungswesen der Domainen an. Die Mutter des Herrn von Heimburg war

unterdessen gestorben und als auch der alte Fürst starb und der Erbprinz vor einundzwanzig Jahren die Landesregierung antrat, ernannte ihn dieser zu seinem Cabinetssecretair und Regierungsrathe und übertrug ihm im Laufe der Zeit die Ueberwachung der beiden Prinzen. So hatte, bis zum militairischen Ehrentode des Fürsten Friedrich, der indessen zum Oberregierungsrathe aufgestiegene Herr von Heimburg das ununterbrochene Vertrauen des landesherrlichen Gönners genossen und dies ihn auch noch schließlich in der testamentarischen Verfügung zum leitenden Mitgliede der vormundschaftlichen Regierung und zum Gouverneur der beiden Prinzen gemacht, in welcher Stellung wir ihn in der Zeit unserer Bekanntschaft antreffen.

Es ist schon erwähnt worden, daß zwischen Herrn von Heimburg und dem Grafen Günther von Rottorff eine mehr als entfremdete, eigentlich feindliche Stimmung obwaltete, die nur durch die Etiquette und die Anstandsform gebildeter Männer verschleiert und vor unangenehmen Begegnungen geschützt wurde. Beide sahen sich überhaupt nur am Severn'schen Hofe, wenn der Graf in seiner Cavalierwürde als fürstlicher Oberjägermeister dorthin kam, um seine Anstandspflicht zu erfüllen, sobald er auf Oberhaus oder Deichstedt weilte. Wir würden dem Grafen Unrecht thun, wenn wir ihm die Ursache dieser gegenseitigen Abneigung

beimessen wollten, denn Herr von Heimburg hatte die erste Veranlassung dazu schon in der Zeit gegeben, wo er und der Graf noch studirten. Mit dem ersten Aufdämmern selbstständiger Gefühle im jungen Heimburg trat in seine Seele eine düstere Wolke, sobald er von Oberhaus oder den Namen Rottorff aussprechen hörte; die Empfindung des Widerstrebenden steigerte sich zum Gehässigen, dieses zu Reflexionen über die Gründe dieses antipathischen Instinctes. Es war natürlich, daß der reifere Sohn, namentlich auf der Laufbahn eines Juristen, den Umständen und Möglichkeiten weiter nachsann, die ihm das Verschwinden seines Vaters und den damit beschleunigten Verlust seines Stammgutes erklären könnten; je mehr er sich als Kameralist überzeugte, daß er durch kluge Maßregeln sein Gut allmählich entlastet und sich erhalten haben würde, um so entsetzlicher und aufregender wurde ihm das Geheimniß über das Schicksal des Vaters, um so unversöhnlicher haßte er den möglichen Urheber, und er gelobte sich, gleich dem Sohne des Agamemnon, das Leben seines Vaters an Demjenigen zu rächen, der es verschuldet habe. Seine Nachforschungen hatten keinen thatsächlichen Erfolg, nur Vermuthungen führten seine Phantasie über die letzte Spur seines Vaters gegen Oberhaus hinaus und je mehr er an eine Schuld des damaligen Grafen zu denken wagte und sich die

Möglichkeiten ausmalte, um so nagender folterte der Gedanke sein Gemüth und um so unvertilgbarer wuchs der Groll gegen das Rottorff'sche Geschlecht aus der Ahnung seiner Seele hervor. Die leiseste, kaum verständliche Andeutung dieser Muthmaßung, die ihm als Student entschlüpft und dem Grafen sofort zugetragen worden war, hatte dessen reizbares Ehrgefühl so heftig in Aufregung versetzt, daß unfehlbar ein Duell daraus entstanden wäre, wenn der Erbprinz Friedrich nicht ausgleichend sich in's Mittel geworfen hätte.

Als beide Männer sich später am Hofe zu Severn wieder begegneten, waren sie zwar entschiedene Gegner, aber die Etiquette bestimmte ihr Benehmen und sie begnügten sich nur, dem Zwange des Anstandes gemäß Phrasen zu wechseln; in der Seele beider höflichen Weltleute lag aber auf Heimburg's Seite ein düsterer, grollender Argwohn, auf des Grafen Seite eine hochmüthige Geringschätzung.

Die Ernennung des Herrn von Heimburg zum Gouverneur der Prinzen und Vorstande der vormundschaftlichen Regierung gab dem Grafen Rottorff, der sich als hoher Edelmann im Fürstenthume für allein qualificirt gehalten hatte, das fürstliche Vertrauen zu verdienen, zum ersten Male einen bestimmten Gegenstand für seine Abneigung gegen den Sohn des einstigen Gutsnachbars zur Zeit der Väter. Was

seine eigentliche Stimmung und Absicht war, als er gegen die Ansprüche der fremden Regierung als diplomatisches Werkzeug diente, und scheinbar für den Bestand der letztwilligen, fürstlichen Verfügung, mithin für die eingenommene Stellung des Herrn von Heimburg wirkte, blieb einstweilen noch ein Geheimniß, wurde aber in der nächsten Zeit plötzlich gelüftet.

Zweites Kapitel.

Eine plötzliche Veränderung in Severn.

Der Winter nach der letzten Völkerschlacht war vorübergegangen, das Jahr 1816 bereits bis zum Frühjahr vorgeschritten; das deutsche Land genoß, gleich dem übrigen Europa, die, der Erholung nach heftigen Anstrengungen sich hingebende Friedensruhe. Die still wirkende Restaurationsepoche hatte begonnen. Nur die noch auf drei Jahre festgesetzte Occupation der französischen Grenzfestungen durch deutsche Bundestruppen, die Rückkehr der von Napoleon geraubten Kunstschätze und die Zahl der sich nach Unterhalt umherschleppenden Invaliden und massenhaft entlassenen Freiheitskämpfer erinnerte noch an die Zeit des Krieges. Das Volk war von den Opfern, die es noch einmal in angestrengter Weise seiner nationalen Freiheit dargebracht hatte, ermüdet, das persönliche Interesse wuchs wieder über das allgemeine empor, Jeder suchte sich

im engeren Kreise zu restauriren und auszugleichen und überließ die Befestigung der öffentlichen Zustände den Machthabern und deren Regierungen. Nur wenige Patrioten blieben wach und aufmerksam auf die politische Restauration des größeren Vaterlandes und auf die Entwicklung der verheißenen Verfassungen.

Es ist ein schöner, sonniger Tag im Maimonate; daß Graf Rottorff zur Zeit auf seinem städtischen Besitzthume am Grafenwalle weilte und den Winter über hier gewohnt hatte, wußte ein Jeder, der nur einige Male den Wall passirt war; denn man konnte in die offenen Gitterthore die glänzenden Equipagen der Aristokratie ein- und ausfahren, den Grafen regelmäßig zur Zeit des bürgerlichen Mittags, von einem reich gekleideten Jockey gefolgt, auch zuweilen von seiner Tochter und dem Sohne begleitet, spazieren reiten, Abends die Laternen über den Parkthoren, an dem Fahrwege und auf der Freitreppe des Hauses leuchten und auch durch die Bäume die hellen Fenster schimmern sehen. Die kleine, nur aus drei Personen bestehende Familie belebte aber dennoch diese etwas einsam gelegene Besitzung durch die große Zahl eines mannichfaltigen und standesmäßigen Dienstpersonals, das in verschiedenen, herrschaftlichen Bediententrachten, als Leibjäger, Haus- und Salondiener, Kutscher, Jockey's, Stallknechte und Portier, sich in und vor dem

Gebäude und im Garten bewegte. Alle trugen das gräfliche Wappen auf den weißen, zahlreichen Knöpfen und der Graf hielt ebensowohl auf hübsche Leute, wie auf prächtige Pferde.

Der Graf bewohnte den rechten Eckpavillon seines Hauses, während er den entgegengesetzten, den einst seine Gemahlin inne gehabt, der einzigen Tochter Juliane überlassen hatte; beide sehr luxuriös ausgestattete Wohnungen waren durch eine Reihe eleganter Empfangszimmer und Salons von einander getrennt, deren mittlerer, in Form einer Rotunde, im Renaissancestyle ausgebauter Raum auf einen von zwei schweren, steinernen Karyatiden getragenen Balcon führte. Der Sohn Walther, welcher seine militairische Promenade bis an den Rhein im vergangenen Jahre durch die Erhebung vom Fähnrich zum Lieutenant belohnt erhalten hatte, dem aber als künftiger Herr auf Oberhaus und Erbmundschenk des Königs ein nicht minder sicheres und schnelles Avancement im Garnisonleben der königlichen Garde du Corps bevorstand, hatte, weil er viel Officiererbesuch empfing und oft ziemlich laute Gelage hielt, seine Wohnung in den Parterreräumen des Hauses und zwar in einem Seitenflügel nach der Wasserseite hinaus gewählt, wo er zwangloser und weniger von den Blicken des Vaters bemerkt, und auch in der Lage war, laute Gäste ohne Störung der Mitbewohner zu

empfangen, da über ihm der Tanzsaal und neben ihm ein Gartensaal, sowie eine Reihe von Gemächern lag, die theils leer standen, theils zu Wohnungen der oberen Dienerschaft nützten, wozu sich der Leibjäger, der den Titel: „gräflicher Büchsenspanner" aus alten Zeiten beibehalten hatte, ferner der Leibdiener und der verheirathete Portier zählten, der zugleich als Hausmeister und Castellan das Besitzthum bewachte, wenn die Herrschaft auf Oberhaus oder Deichstedt verweilte, und der neben einer rührigen Frau, die einst Wirthschaftsmamsell auf Oberhaus gewesen war, noch eine hübsche neunzehnjährige Tochter Anna besaß, die dem beinahe in gleichem Alter stehenden gräflichen Fräulein Juliane seit letztem Herbste, wo sie von einer Tante, die sie bis zu deren Tode verpflegt hatte, zu den Eltern heimgekehrt war, Zofendienste leistete.

Der Graf hatte am heutigen schönen Maitage um die bürgerliche Mittagszeit seinen gewohnten Ritt gemacht, diesmal allein, nur vom nachreitenden Jockey gefolgt, und, wie er seit einigen Tagen zu thun pflegte, in das freie Feld, wo er dann, wie der Jockey wohl bemerkte, in ungewöhnlicher Weise sich in stille Gedanken vertiefte; er war überhaupt in den letzten Wochen mehr, als es sonst in seiner Natur lag, fremden Augen seine inneren Zustände zu zeigen, mit weniger Selbstverläugnung sehr zerstreut und von

unruhigen Gedanken beherrscht erschienen, es mußte ihn irgend eine diplomatische, höfische oder persönliche Angelegenheit beschäftigen, und wenn auch der Portier und Hausmeister, oder, wie der gern französisch redende Graf sagte, Concierge, der stillen Meinung gewesen war, daß der gnädige Herr mit eigenen ökonomischen Betrachtungen zu thun habe, da die beiden Gutsverwalter zu Ostern nach der Stadt zum Grafen befohlen gewesen waren und es in vertraulicheren Kreisen des Dienstpersonals verlautet hatte, daß die Güter nicht den Ertrag einbrächten, dessen der prunkende und verschwenderische Hausstand der Herrschaft bedurfte, so wurde diese Meinung doch bald durch die minder bedenkliche Muthmaßung verdrängt, daß es höhere, politische oder diplomatische Pläne und Angelegenheiten seien, die den Grafen seit einigen Wochen ungewöhnlich in Anspruch nähmen und ihn in Gedankenabstractionen und zerstreute, mitunter verstimmte Unruhe versetzten. Zu dieser Muthmaßung kam die obere Dienerschaft durch den Umstand, daß die Minister, namentlich der Herr von Patow, welcher den auswärtigen Angelegenheiten vorstand, häufig mit dem Grafen verkehrte, daß sie oft lange im Zwiegespräch verblieben, daß das Einlaufen von Briefen, namentlich aus der Stadt Severn, bedeutend vermehrt war und der Graf nicht nur oft ungeduldig nach dem Postboten

fragte, sondern auch selbst viele Briefe nach Severn absandte, sogar vor Kurzem nach Oberhaus, trotz schlechter Jahreszeit, gereist war und dort, wie der Leibdiener aussagte, Besuche aus Severn erwartet und empfangen und auffälliger Weise nicht einen Ausflug nach dem nahen Deichstedt gemacht hatte, wo, was die Dienerschaft wußte, die frühere französische Gouvernante ein sehr bequemes, wenn auch einsames Leben führte und, wenn der Graf auf Oberhaus weilte, von demselben sehr häufige, vertrauliche Besuche empfing.

In dem Königreiche hatte sich mit der beginnenden Restaurationszeit eine Adelspartei aus dem alten begüterten Grundadel zum Herrn der Regierung gemacht, den König gänzlich in die Richtung ihrer Interessen gezogen und, neben der Aufrechterhaltung angeblich dynastisch-monarchischer Prinzipien, sich im Stillen über das Programm verständigt, die Ansprüche des Volkes, welches sich die Befreiung des Vaterlandes beimaß und eine Verfassung nach rechtsstaatlichen Grundsätzen, als eine verheißene Entschädigung für die an Blut und Vermögen dargebrachten Opfer, anstrebte, in die historischen Grenzen früherer Zustände zurückzuzwingen, da der Patriotismus zu geniren anfing. — Das nannten sie die „Restauration der staatlichen Ordnung.“ Graf Rottorff gehörte dieser Partei aus

Ueberzeugung, Familientradition und aus persönlichem Interesse an.

Wir finden den Grafen nach vollendetem Spazierritte in seinem Wohn- und Arbeitszimmer der Beletage des rechten Pavillon seines Hauses im Grafenparke. Er schreitet mit unruhigen Gedanken durch sein elegantes, mit Oelgemälden, Vasen, Statuen und Jagdzeichen reichlich geziertes Zimmer, in welchem ein mit Briefen und Papieren aller Art ziemlich unordentlich bedeckter Schreibtisch nicht nur die Arbeit, sondern auch die unruhige Beschäftigung des Bewohners andeutet. Graf Rottorff-Oberhaus und zu Deichstedt — so lautete seine Visitenkarte und die Unterschrift seiner Briefe — war ein hoch- und kräftig gewachsener Mann von 45 Jahren, dessen schlanke Gestalt seit fünf Jahren die leichte Fülle und Rundung angenommen hatte, welche um diese Zeit Männern eigen ist, deren Vergangenheit keine Entbehrungen kannte und die dem Wohlleben reichlich Genüsse abzugewinnen wußten. Sein Gang war fest, sicher, selbstbewußt, von dem Gefühle einer überlegenen Stellung getragen, dabei aber in Bewegung und Manieren von feinster, aristokratischer Form. Sein Kopf, mit dem dichten, blonden und kurzgeschnittenen Haar, dem gelblich-blassen, auf den Backen leicht gebräunten Gesichte, der stolzen, freien und breiten Stirn, der geraden, edlen, sanft

geschwollenen Nase, dem verschwiegenen, in der Ruhe und Selbstvergessenheit gutmüthig erscheinenden, aber von einem großen, herabhängenden, blonden Oberlippenbarte beschatteten Munde, dem streng rasirten Kinn- und Backenbarte, den beweglichen und auch eines festen, bohrenden und beherrschenden Blickes fähigen, blaßfarbigen Augen — zeigte sofort die Familienähnlichkeit mit der Kopfform und den Zügen der letzteren Vorfahren, deren in Oel gemalte Brustbilder in besternter Civil- und Hofkleidung an der Hauptwand des Zimmers hingen.

Der Graf trug noch von seinem Spazierritte her das enge, graue Beinkleid, die hellbestulpten Sporenstiefel, den grünen Frack, den er mit einem Knopfe flüchtig auf der Brust zusammengezogen hatte, und der unten die längere, gelbliche Weste nebst Uhrkette mit goldenen Petschaften frei hervortreten ließ; auf einem kleinen Marmortische in der Nähe der Thür lagen Hut, gelbe Reithandschuhe und Gerte, die sichtlich in zerstreuter Eile hier hingeworfen waren. Der Graf schritt mit auf der breiten Brust verschränkten Armen einige Minuten lang durch sein Zimmer, dessen Teppich nur das leise Erklirren der silbernen Anschnallsporen hörbar werden ließ; unverkennbar hatten seine Gedanken eine unruhige und ungeduldige Stimmung in ihm hervorgerufen; die Selbstvergessenheit

gab seinem Munde den Ausdruck einer verdrießlichen Gutmüthigkeit. Er blieb plötzlich in der Nähe des Fensters stehen, sah einige Secunden lang durch den Park nach den Einfahrtsthoren am Grafenwalle, wendete sich dann schnell nach der Glockenschnur am Schreibtische und zog mit fester Hand daran.

Der Leibdiener, in hellgrüner, mit Silbertressen und vielen Knöpfen besetzten Livree, rehfarbener Kniehose und langen, gleichfarbigen Gamaschen, trat ein.

„Hast Du Dich nicht geirrt?“ rief der Graf mit zerstreut fragendem Tone seiner vornehm klingenden, sonoren Stimme. Die ungewisse Miene des Leibdieners und das verlegene Zögern einer Antwort mußten den Grafen erst darauf aufmerksam gemacht haben, daß er nicht direct genug gefragt und den Gegenstand seiner Gedanken bei dem Diener vorausgesetzt habe; mit verstärkter Ungeduld fuhr er fort: „Nun, hast Du mir nicht gemeldet, daß der Herr Oberst von Lübsen sich durch einen Knecht aus der „schwedischen Krone“ habe nach meiner Anwesenheit erkundigen lassen?“

In des Leibdieners Miene trat die Sicherheit zurück. „Zu Befehl!“ erwiderte er, „ich habe mich in dem Namen nicht geirrt; so bestellte es mir der Gärtner, an den sich im Parke der Knecht gewendet hatte; es ist ihm gesagt worden, daß der gnädige Herr Graf

nicht länger als bis zwei Uhr spazieren reiten und dann zu Hause sein würde."

Der Graf sah flüchtig nach der Pendule auf dem Schranke, worin hinter Glasthüren mehre Jagdgewehre, Hirschfänger und Taschen hingen. „Gut," sprach er zerstreut, den Diener mit der Hand hinauswinkend und dann seinen Gang durch das Zimmer fortsetzend. Die zur Verdrießlichkeit gesteigerte Unruhe ließ seine Gedanken hörbar werden.

„Hm! Hm!" begann er, „sollte der Oberst zuvor mit anderen Personen verkehren, ehe er zu mir käme? Das wäre ein Fehler in der Form und in der Sache. Hm! Schon drei Uhr passirt; wenn der alte Geck nur nicht von einer spionirenden Person bei seiner Eitelkeit gefaßt und ausgehorcht wird. Gerade diese eitle Schwäche des alten Stutzers soll ihn mir dienstbar erhalten. Er wird doch nicht in seiner Severn'schen Uniform hier auftreten, wo er incognito seinen Rapport bei mir abstatten soll! Herr von Falk soll seit einigen Tagen hier in der Residenz aufgetaucht sein — was will er hier? Man hat ihn aus dem ***schen Gesandtschaftshôtel treten sehen. — Hm! hm! Wenn der Lübsen dem alten Spion in den Weg gelaufen wäre! Doch nein, der Oberst ist Edelmann, er wird, wenn ihm auch der Geist, gleich seinem hochseligen Herrn, fehlt, doch die Pflichten der

Ehre nicht in der Schmeichelei seiner Eitelkeit vergessen."

Als der Erwartete immer noch nicht kam, setzte sich der Graf, nachdem er in wachsender Ungeduld einen Diener nach der „schwedischen Krone" befohlen hatte, um den Oberst nachfragen und wissen zu lassen, daß derselbe erwartet werde, vor den Schreibtisch und griff mit verdrießlicher Miene einige Papiere auf, in der Absicht, sie schnell in einem der Schubkasten zu verschließen; unzweifelhaft hatte er sich am Vormittage mit diesen Papieren, welche Abrechnungsregister zu sein schienen, beschäftigt und vor dem Ausritte vergessen, sie wegzulegen. Uebrigens pflegte der Graf jedesmal, wenn er sich vom Hause entfernte, sein Arbeitszimmer eigenhändig zu verschließen und zwar seit einigen Monaten nach der Zeit, wo die Tochter Juliane in seiner Abwesenheit den Brief der früheren Gouvernante am Boden vor dem Schreibtische gefunden und gelesen hatte, denn das Benehmen der Tochter gegen den Vater hatte, obgleich jene zu stolz war, jemals den Grund ihrer stillen Verachtung und diese selbst nur in einer kalten Gleichgültigkeit kund zu geben, jenen doch auf den Gedanken geführt, daß das Auge des Kindes dem Briefe begegnet sein könne, den er bald selbst am Boden entdeckte und sofort verbrannte.

Die Papiere, welche der Graf eben ergriffen

hatte, um sie schleunigst zu verschließen und den Blicken des erwarteten Fremden zu entziehen, vermochten doch die Aufmerksamkeit des Ungeduldigen zu fesseln und von den Gedanken abzulenken, welche sich an die Ankunft des Obersten aus Severn knüpften. Er sah mit einer verdrießlichen Selbstvergessenheit in diese Rechnungsregister und es verlor sogar seine Haltung auf eine Weile den sicheren, stolzen Ausdruck.

„Auch das noch," murmelte er, „auch diese gemeine Sorge in einer Zeit, wo ich gerade auf dem eigenen Grunde und Boden fest stehen sollte, wo ich die Eiche sein will, die auf den Umsturz alter Stämme siegreich niederlächelt. Wer sich mit einer Herkulesarbeit belastet, muß selbst auf festem Boden stehen. Soll auch ich an den Opfern ermatten, die Fremdherrschaft und Krieg über Leben und Vermögen so vieler Geschlechter gebracht haben? — Niemals darf die Welt erfahren, daß ein Rottorff nicht freier Herr über seinen Boden, über die Mittel seines Standes wäre. Nimmermehr darf eine fremde Kapitalmacht sich als Hypothek in meinem angestammten Boden einnisten; nein, ein Rottorff darf nicht borgen!"

Der Graf richtete sich plötzlich aus seiner schlafferen Haltung auf, sah stolz und fest auf die Brustbilder seines Vaters und Großvaters und warf dann die Papiere mit verächtlicher Ueberlegenheit in die

Schublade, welche er verschloß. Darauf erhob er sich schnell und schritt, sichtlich von einem kühnen, ermuthigenden Gedanken emporgerissen, gegen die Wand, an welcher die Portraits hingen. Sein Blick blieb auf dem Bilde einer schönen Dame im französischen Costüme des Hofes von Versailles haften. Es war die geborne von Rosen, dieselbe, welche im siebenzehnten Jahrhundert den damals lebenden Grafen von Rottorff geheirathet und denselben zum Aufbau des Hauses und Gartens am Walle der Residenz ermuntert hatte, und deren Wappen an die Thorpfeiler der Parkeinfahrt angebracht war.

Der Graf Günther betrachtete dieses Bild mit einer gewissen, freudigen Hingebung an den Eindruck, welchen dieses edle und stolz lächelnde Frauengesicht auf ihn machte. Seine Empfindungen und Gedanken wurden so lebhaft, daß er sie unwillkührlich in halblaute Worte steigerte. „Ja," flüsterte er, „sie war ein schönes Weib, ein stolzes, ein ehrgeiziges und lebenslustiges Weib! — Sie war reich, sehr reich; mein würdiger Vorfahr, dessen Büste im Tempel dieses Gartens mich schon als Knaben an die Traditionen seines Lebens fesselte, war ein kluger und prunkliebender Herr, ein echter Edelmann; ihm verdankt das Geschlecht der Rottorff die neue Erhebung nach den abschwächenden Ereignissen der Reformationszeit, die Wiederherstellung

des erweiterten Vermögens nach dem dreißigjährigen Kriege, ihm verdanke ich die bevorzugte Hofcharge eines Erbmundschenks. Warum sollte ich ihm nicht in der Sorge um die Erhaltung des Geschlechtes und dessen Unabhängigkeit nachahmen? Gab er mir doch das Beispiel, durch eine reiche Frau die Ebbezeiten der Familie wieder in hohe Fluth zu bringen, oben zu bleiben auf dem Spiegel des Lebens! Bin ich nicht zu jung, um mein reifes Mannesalter als Wittwer in ein einsames Alter überzuführen? — Fünf und vierzig Jahre — und davon neunzehn in einer wenig befriedigenden Ehe mit einer kranken Frau verloren, zwei bereits als Wittwer, verschenkt — hm! [illegible]
frischesten Mädchen de[illegible]
scheinbare Nei[illegible]
[illegible]
Namen eine[illegible]
und den Vater von zwei erwa[illegible]

Der Graf kreuzte die Arme auf der breiten Brust, ließ das Haupt sinken und schritt nachdenkend durch das Zimmer. Er blieb nach einigen Minuten stehen, heftete den Blick finster auf den Boden und flüsterte weiter: „Ich hätte mich vielleicht schon vermählt, wenn mich nicht die Mariette in magischen Banden gehalten hätte. Ich habe das verführerische Mädchen mit der Leidenschaft eines Jünglings geliebt, ich liebe

sie noch — und doch meide ich seit Monaten die Begegnung mit ihr. Warum das? Meine Ehre, mein Stolz, mein Name, meine Stellung sind in Zwiespalt mit meiner Zuneigung, meiner Lust an ihr gerathen. Meine Schwäche hat sie anmaßend, rücksichtslos, frech gemacht! Wie mag sie die Verhältnisse in ihrer Gewalt über meine schwache Seite so blindlings verkennen, daß sie ein in leidenschaftlichem Taumel gegebenes Versprechen als ein bündiges Ehrenwort festhält und mich als ihren Schuldner mahnt! — Das ist mir widerwärtig geworden, das hat mich bereits in [illegible] der Verstimmung an eine Ab- [illegible] Soll ich mir einen Vorwurf [illegible] Freude nicht bei ihr, [illegible] nicht [illegible] — Sie war [illegible] meiner zärtlichen Laune, das hatte sie sich stets, trotz meiner ausschweifenden Verheißungen, mit kluger Einsicht in der Verschiedenheit unserer heterogenen Lage, gegenwärtig erhalten müssen. Ich habe eine Pflicht, das Verhältniß zu zerreißen. Wie kann ich das, wie entferne ich sie von Deichstedt, wo ihre Anwesenheit bereits anfing, müssige Köpfe zu beschäftigen!" —

Der Graf blieb noch einige Secunden schweigend

stehen; plötzlich schritt er mit der festen Entschiedenheit eines Entschlusses weiter, hob das Haupt mit der Miene überlegenen Standesgefühls und sprach lauter als zuvor:

„Ich will mich wieder verheirathen, — wo finde ich eine Frau mit großem Vermögen?"

Er setzte sich auf den Sessel vor dem Schreibtische nieder und überließ sich einem weiteren Nachsinnen. Daß er die Töchter der Aristokratie der Residenz und des Landes einer prüfenden Schätzung unterzog, verrieth seine halblaute Aeußerung: „Keine, die mir genügen könnte, deren Vermögen den vermehrten Glanz meines Hauses aufwiegen und den Grund und Boden meines Stammes mit neuer Triebkraft zu befruchten im Stande wäre!" Er war bei dieser Aeußerung aufgesprungen und hatte fast willenlos die Richtung gegen das Bild der schönen Ahnin eingeschlagen; er lächelte sie mit der Wärme der Verehrung an und flüsterte kaum vernehmlich: „Wo finde ich eine Rosen?"

Ein Schritt im Vorzimmer riß ihn aus dieser Gedankenrichtung auf; er war sofort wieder der vornehme, selbstbewußte Mann in der sicheren Haltung des gebietenden Herrn und gewandten Weltmannes. Der Leibdiener trat ein und meldete den Obersten; er hatte aber kaum des Grafen hastige und erregte

Antwort: „Gut, gut, willkommen!“ empfangen und der Graf eben noch die Zeit gehabt, seine Haltung und Miene im Spiegel zu prüfen, als bereits die Gestalt des Obersten hinter dem Diener sichtbar wurde, der ihm Platz machte und die Thür hinter dem Eingetretenen schloß.

„Ha, lieber Graf!“ rief der Oberst von Lübsen, „freue mich, Sie wiederzusehen und so vortreffliche Nachrichten bringen zu können.“

„Und doch,“ erwiderte der Graf, als sich Beide die Hände reichten, „haben Sie mich auf eine lange Probe der Erwartung gespannt, lieber Oberst; ich habe einen Bedienten nach Ihnen aussenden müssen, um die Nachrichten aus erster Hand zu empfangen.“

„Aus erster Hand? Ei, ich bin von Severn nur hergekommen, um Sie zu sprechen, so war es ja verabredet,“ versetzte der Oberst, indem er sich vom Grafen nach dem Sopha führen ließ.

„Wann sind Sie angekommen?“ fragte der Graf ablenkend und die forschende Miene durch einen gleichgültigen Ton mäßigend.

„Vor etwa drittehalb Stunden; gleich nach meiner Ankunft ließ ich durch einen Knecht der „schwedischen Krone“ nach Ihrer Anwesenheit fragen, ich erfuhr, daß Sie ausgeritten wären, erholte mich etwas von der Nachtfahrt und so verging die Zeit mit Dejeuner

und Toilette bis jetzt. Ihr ausgesandter Bediente ist bei meinem Weggange noch nicht eingetroffen gewesen. Aber zur Sache, Alles steht süperbe, die Berge sind versetzt, hi! hi! wie Sie zu sagen beliebten; die neue Ordnung ist vollendet."

„Wünsche Glück zu Ihrer Gouverneurstelle und den obervormundschaftlichen Anerkennungen, die Ihrer künftig harren."

Der Graf, welcher schon bei dem ersten Erscheinen des Obersten eine befriedigte Miene gemacht hatte, als er ihn nicht in Uniform, sondern in einem höchst eleganten Civilanzuge erblickte, steigerte seine Befriedigung durch eine lächelnde Ruhe und eine behaglichere Haltung im Sopha, als werde er nun Etwas hören, was er schon wußte und dessen Bestätigung ihm das Gefühl einer sicheren Unfehlbarkeit gab. Auch schien er den Obersten mit der Ueberlegenheit zu behandeln, die nur ein dienstwilliges Werkzeug in ihm erblickte, das er an der Handhabe der Eitelkeit lenken und wirksam machen konnte.

In der That sah man auf den ersten Blick, daß der Oberst von Lübsen ein eitler, alter Geck war, der den jungen Fähnrich und ehemaligen Hofjunker noch in sich fühlte, obgleich er jetzt nahe an sechzig Jahre haben mußte. Er hielt sich immer noch in der Haltung und Taille eines jungen Officiers, sein Gang war kurz

und trippelnd wie der einer alten Kokette, sein graues Haar an Schläfen und Wangen war sorgsam abrasirt, das übrige verbarg eine braune, glänzende Perrücke mit gekräuseltem Toupé; der spitz in die Höhe gedrehte Oberlippenbart, der ihm einen kecken Ausdruck gab, war, gleich den starken Augenbrauen, künstlich gefärbt und die rosige Röthe seiner bereits faltigen Backen ließ auf den Gebrauch der Schminke argwöhnen. Die kleinen, grauen Augen waren lebhaft, trotz ihres geringen Glanzes, und es lauerte in ihnen eine Art von gutmüthiger, selbstgefälliger List, wie denn auch das ganze Gesicht den Ausdruck einer vornehmen, empfindlichen Würde und Selbstbefriedigung mehr zu erzwingen, als natürlich zu besitzen schien, während der lächelnde Mund das feine, tastende Gefühl des Gourmand verrieth. Dem ziemlich großen, ovalen Kopfe entsprach die zierliche, mittelgroße Statur nicht ganz, welche sich sehr geschickt in der aristokratischen Form des geschulten Hofmannes bewegte. Derselben war auch die Kleidung nach dem Modegeschmacke der Zeit angemessen; es bedarf kaum der Erwähnung, daß die sauberste Wäsche, der künstlich geknippte, breite Bruststrich, die große Schleife des weißen Halstuches, der feine blaue Frack mit vergoldeten Knöpfen, das schwarze, enge Beinkleid, die lange, helle Weste und die hohen, glänzenden Quastenstiefel die elegante Erscheinung des

geckenhaften Mannes vollendeten. An eine glänzende Uniform gewöhnt, hatte er auch seiner heutigen, ausnahmsweisen Civilkleidung das edle Metall beigefügt, welches er überhaupt sehr liebte, wenn es auch, bei seinem Cavalierleben als alter Junggesell, sehr oft in seiner Börse fehlte; eine große Tuchnadel schmückte seinen Bruststrich, an langer Uhrkette hingen mehre Petschafte, ein großer Siegelring und kleinere Damenringe glänzten an den Fingern der linken Hand, von der er deßhalb schon beim Eintreten den gelbledernen Handschuh abgezogen hatte.

Oberst von Lübsen stammte aus einer zwar alten, aber seit mehren Generationen verarmten Adelsfamilie, die erst unter der Regierungszeit des vorletzten Fürsten in das Land Severn eingewandert war. Der alte Herr hatte ihn in seine Pagenschule aufgenommen, und, obgleich mehre Jahre älter als der damalige Erbprinz, zum Gesellschafter desselben, gleichzeitig mit dem jungen von Heimburg, „permittirt," wie der Regent sich ausgedrückt hatte. So war er, da er sich zum Militairstande bestimmte und als guter Tänzer bei Hofe beliebt wurde, bei der Volljährigkeit des Erbprinzen zu dessen Adjutanten ernannt worden, eine Stellung, die er bis zum Tode des Fürsten Friedrich, unter allmählichem Avancement zum Range eines Obersten, inne gehabt hatte. Obgleich der Fürst ein militairisch ge-

schulter, kriegsmuthiger Mann gewesen war, so hatte sein Adjutant, der ihm in's Feld und auch auf der Flucht, während der Fremdherrschaft im Fürstenthume, gefolgt war, nie als Held oder wirksamer Soldat von sich reden machen; das Attachement des Fürsten zu ihm bestand mehr in der Gewohnheit an die persönlichen Dienste, welche er dessen Launen und Schicksalen leistete; er übte überhaupt in friedlichen Zeiten mehr die Dienste eines Hofmarschalls, der die Etiquette leitete, die Tagesordnung besorgte und durch den allein man zu einer Audienz beim Fürsten gelangen konnte, so daß er in Severn beim Volke eben nur dieser letzteren Stellung wegen für bedeutsam gehalten, mit einer klugen Hochachtung angesehen, eigentlich aber gehaßt und seiner Eitelkeit wegen heimlich bespöttelt wurde, da er oft die Audienzen sehr erschwerte und überhaupt gegen das Bürgerthum eine aristokratische Geringschätzung kund gab. Wir lassen es ununtersucht, ob aus einer näheren Kenntniß Eingeweihter, oder aus der Mißgunst Uebelwollender das Gerücht entstanden war, daß das dauernde Attachement des Fürsten zu seinem Adjutanten einen verschwiegenen Grund darin gefunden hätte, daß dieser dem früh verwittweten Herrn die Damen angeworben habe, welche der allergnädigsten Neigung und Unterhaltung zu dienen willig gewesen wären, und daß er es auch übernommen gehabt habe, diese Damen

Rath maßgebend wurde. Ohne daß der Hofmann es sich auch nur im Geringsten hätte merken lassen, war er doch ein heimlicher Feind des Oberregierungsrathes geworden.

Diese persönliche Feindseligkeit steigerte sich zuerst zu einer bewußteren Kränkung im Obersten, als er mit der Leiche seines Fürsten nach der Schlacht bei Waterloo nach Severn zurückkehrte und die Stipulationen der letztwilligen Verfügung erfuhr; es war das erste Mal, daß der Fürst eine wichtige Bestimmung getroffen hatte, ohne daß es Lübsen wußte, und er erblickte darin nicht nur eine feindselige Intrigue des Herrn von Heimburg gegen ihn, sondern auch einen Mangel an Vertrauen des Fürsten, das er vor allen Anderen zu besitzen geglaubt hatte. Der Gedanke, daß der Rival an die Spitze der vormundschaftlichen Verwaltung des Landes gestellt und obenein zum Gouverneur der beiden minorennen Prinzen ernannt war, erfüllte ihn nicht nur mit Haß gegen den vermeintlichen Intriguanten, sondern kehrte auch die Anhänglichkeit an den Fürsten in Unzufriedenheit und Haß; ein eitler Mensch hat keine andere Gesinnung als die seiner Selbstsucht und so fand Lübsen sehr bald übereinstimmende Anknüpfungspunkte bei dem Grafen Rotorff, als dieser sich, was er als angesehenster Besitzadeliger im Fürstenthume nicht erwartet hatte, sich von

jeder Ehren- und Amtsstellung in der vormundschaftlichen Regierung ausgeschlossen sah. Daß der Fürst freilich den Obersten zum Mitgliede der Regierung und zwar als Leiter der kleinen, militairischen Angelegenheiten im voraussichtlichen Frieden ernannt hatte, hielt derselbe für eine unwürdige Abfindung seiner geleisteten guten Dienste, und er spürte überhaupt wenig Lust, mit dem ihm jetzt gründlich verhaßten Heimburg und unter dessen maßgebender Einsicht die Stellung anzutreten.

Die Ernennung des nachbarlichen Königs zum Obervormunde hielt Jeder nur für eine formelle Courtoisie von Seiten des Fürsten, theils aus persönlichen Rücksichten des Anstandes, theils aus politisch-geographischen, weil das Fürstenthum fast ganz vom großen Königreiche umschlossen war. Jeder wußte, daß der König sich niemals um das Fürstenthum Severn bekümmerte, daß der Fürst nur den königlichen Hof besucht hatte, wenn er zu einer großen Jagd am Hubertustage eingeladen gewesen war; es mochte daher auch im Gedanken des Fürsten und seines Rathgebers, des Herrn von Heimburg, gelegen haben, daß die Ernennung des Königs nur eine Formalität sein und keinerlei Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Fürstenthums nach sich ziehen werde.

Die bald folgenden Ereignisse gaben dieser Ange-

legenheit eine andere Wendung; die ehecontractlichen Ansprüche des fremden Hofes, von denen in der That Niemand in Severn etwas gewußt hatte, und worüber der verstimmte Lübsen jetzt offen erklärte, daß der Contract in einer Periode partiellen Wahnsinns des Fürsten geschehen sein müsse, obgleich er früher jede leiseste Andeutung dieser fürstlichen Schwäche mit Entschiedenheit zurückzuweisen pflegte, hatten auch die königliche Regierung aufgerufen, jedem Versuche einer nichtdeutschen Dynastie, sich mit ihren Sonderinteressen im deutschen, politischen Leben festzusetzen, nachdrucksvoll entgegenzutreten; so war, durch den verstimmten Grafen Rottorff unterstützt, das nachbarliche und diplomatische Interesse erweckt worden, der König hatte nicht nur die Obervormundschaft angenommen, sondern auch den Grafen zu seinem Commissarius ernannt.

Es ist bereits gesagt worden, wie Graf Rottorff in dieser Angelegenheit diplomatische Missionen ausführte und die Ansprüche der ausländischen Macht, als gegen das deutsche Conföderationswesen streitend, für ungültig erklärt wurden. Nun hatte der Graf Zeit gewonnen, seinen persönlichen Abneigungen eine weitere Folge zu geben; es war ihm lästig und widerwärtig, den verhaßten Herrn von Heimburg an der Spitze einer vormundschaftlichen Regierung zu wissen, mit der er als königlich-obervormundschaftlicher Com-

missarius absichtlich mehr, als es die Sachlage mit sich gebracht hätte, in politischen Verkehr trat, um Conflicte herbeizuführen, die eine Entfernung des Oberregierungsrathes zur Folge haben konnten. Er fand einen gleichgesinnten Gehülfen am Obersten von Lübsen, den er bei dessen Eitelkeit und Verstimmung anfaßte und in seine Pläne als leicht zu leitendes Werkzeug zog. Durch den gleichfalls vom Grafen und der ihm ergebenen Adelspartei des Hofes beeinflußten Willen des Königs wußte der obervormundschaftliche Commissarius den ersten, die persönliche Autorität des Herrn von Heimburg in Frage stellenden Conflict herbeizuführen. Das war am Schlusse des jüngst vergangenen Winters geschehen und jetzt, im begonnenen Mai, war der Oberst erschienen, um über die Erfolge und Details der aus der Ferne angezündeten Mine zu berichten.

Die Intrigue des Grafen war nicht nur eine persönliche, gegen den Herrn von Heimburg gerichtete, sondern eine weiter gehende, politische, die er mit Hülfe der aristokratischen Partei, welche die Regierung und den Hof beherrschte, in kühnen Consequenzen auszuführen entschlossen war, obgleich auch in den allmählich sich gestaltenden, politischen Motiven immer ein persönliches Interesse mit agirte. Daß ohne Beseitigung des verhaßten Herrn von Heimburg kein Resultat zu

erzielen war, sah er ein, denn theils war jener ein unbestechlicher Mann, theils hielt der Graf es unter seiner Würde, den Versuch zu machen, jenen Feind seines Namens in ein gemeinschaftliches Interesse zu verwickeln.

Sprechen wir es hier gleich aus, was der letzte geheime Zweck der Intrigue war. Es hatte in der höheren Verwaltung ein Gedanke Wurzel gefaßt, der eigentlich vom Volke ausgegangen war; — der Wunsch nach größerer Einheit im Vaterlande entsprang aus den üblen Erfahrungen, welche das Volk in den Napoleonischen Kriegen zu seinem Schaden über die Sonderinteressen der kleineren Dynastien und Höfe gemacht hatte. Die Unterthanen der Kleinstaaten sehnten sich nach Schutz einer Großmacht durch Aufgehen der kleinen Verhältnisse in einem größeren Ganzen. Dieser Wunsch machte sich lauter vernehmlich, als nach dem Ende der Fremdherrschaft eine neue Organisation der deutschen Bundesländer stattfand und Mediatisirungen bestätigt oder annullirt wurden. Auch im Fürstenthume Severn, das durch die leidenschaftliche Feindschaft des Fürsten gegen den Welteroberer mehr als manches andere Land gelitten hatte, war eine Partei von angesehenen Bürgern, Geschäftsleuten und auch von Adligen, die, bei der Eintönigkeit des kleinen Hofes, ihre Standesgenüsse in der Residenz des König-

reiches gesucht hatten, mit dem Plane hervorgetreten, für eine Einverleibung des Fürstenthums in das große Nachbarreich zu wirken. Daß die königliche Regierung auf diese Stimmen scheinbar gleichgültig horchte und ihre heimlichen Gedanken dabei haben mußte, durfte man daraus schließen, daß sie offenes Wort und freie Schrift über diesen, von der Einheitspartei im Königreiche lebhaft aufgegriffenen Gegenstand ruhig geschehen und sich ausreden ließ, doch blieb es dem Publikum unbekannt, welche vielleicht erfolglose Schritte auf diplomatischen Wegen die Regierung dafür gewagt haben mochte. Schon der lästig gewordene Patriotismus des Volkes, der nach staatlicher Einigung verlangte, würde die maßgebende Gewalt, die nach dem Frieden allein in der hohen reactionären Aristokratie ihren Schwerpunkt gefunden hatte, nicht geneigt gefunden haben, dem Volkssinne, wenn auch im eigenen Interesse, ein Zugeständniß zu machen.

Graf Rottorff war wohl anfänglich der Einzige, welcher die Idee einer Annexion des Fürstenthums, seitens des königlichen Obervormundes aus vorläufig rein persönlichen Motiven festhielt und unter politischer Maske dafür seine Freunde am Hofe und im Ministerium zu gewinnen bemüht war. Als obervormundschaftlicher Commissarius lag ihm die Sache nahe und angreifbar. Seine persönlichen Motive, das Fürstenthum Severn

zu einer Provinz des Königreiches zu machen, wurden die ersten Hebel seiner weiteren Agitation. Nicht nur die Verstimmung gegen den verstorbenen Fürsten über dessen letztwillige, mit Herrn von Heimburg abgemachte und von diesem muthmaßlich concipirte Verfügung, nicht nur das rachsüchtige Drängen seines ehrgeizigen Charakters, den persönlichen Feind aus der Beherrschung des Fürstenthums zu vertreiben, sondern auch materielle Fragen ließen ihn seinen Plan weiter ausbilden. Sein Stammgut Oberhaus lag dicht an der Grenze des Fürstenthums; verschiedene Grenzstreitigkeiten über Wald-, Jagd- und Wassergerechtsame hatten schon oft Unannehmlichkeiten zwischen dem Grafen und der fürstlichen Regierung hervorgerufen, die Herr von Heimburg jedesmal zum Nachtheile des Grafen entschieden hatte. Eine neue Verdrießlichkeit entstand gleich im Anfange der vormundschaftlichen Regierung; der Oberverwalter des Gutes Deichstedt, welches den Grafen auch zum Unterthanen des Fürstenthums machte, hatte, da dieses Gut sich immer noch nicht von den Folgen der Fremdherrschaft erholen konnte und dem Grafen nicht Mittel genug für seinen Luxus beitrug, demselben den Vorschlag gemacht, die Wirthschaft zu vergrößern, das salzreiche Wasser des durch das Gut fließenden Baches zu einer Saline zu verwenden und eine Strecke weiter eine Sägemühle nebst

Mahlmühle anzulegen, da die alte Windmühle baufällig geworden sei und abgebrochen werden müsse. Die gesetzlichen Verhältnisse erforderten, daß der Graf, der gern Alles ergriff, was sein Gut einträglicher machen konnte, eine formelle Eingabe seiner Wünsche. deren Genehmigung bei seiner Stellung als Commissarius zweifellos erschien, an die fürstliche Regierung richtete. Es erfolgte aber wider alles Vermuthen eine abschlägige Antwort, darauf begründet, daß eine Saline zu Deichstedt nicht zu gestatten sei, weil die bestehende Saline auf der fürstlichen Domaine Friedrichshal bereits mehr producire, als das Fürstenthum verbrauche, und ein Salzhandel nach auswärts mit den betreffenden Nachbarregierungen in Verhandlungen gezogen werden solle; daß die Anlage eines Wasserwerkes zu Deichstedt gleichfalls unstatthaft sei, weil, nach eingefordertem Berichte Sachkundiger, den unterhalb des Wassergefälles liegenden altprivilegirten und zur Landeskasse dafür steuernden Müllern die Wasserkraft entzogen werde und diese Leute auch bereits auf das Gerücht hin einen Protest eingereicht hätten.

Man kann sich denken, daß der Graf, der gewohnt war, von der Regierung im Königreiche jedweden Wunsch als eine Courtoisie gegen ihn erfüllt zu sehen, durch diese Abweisung im höchsten Grade gegen die fürstliche Regierurg und dessen Seele, den Herrn von

Heimburg, erbittert wurde und daß er sich das Wort gab, einen vernichtenden Streich gegen seine Widersacher auszuführen. Der Gedanke, daß, wenn das Fürstenthum zur Provinz werde, auch Deichstedt mit zu demselben Landesgebiete gehöre, in welchem Oberhaus lag, daß dadurch der gräfliche Gütercomplex in einem und demselben Staate vergrößert und seine eigene Stellung als Grundherr und seine Stimme in der ritterschaftlichen Landschaftsversammlung gewichtiger, daß er die lästige Situation eines Unterthanen im Fürstenthume los werde, daß die Grenz- und Zollschranken, die den freien Verkehr zwischen Oberhaus und Deichstedt vielfach erschwerten, fallen würden, daß er bei einer Vereinigung Alles erlangen könne, was er für seinen ökonomischen Vortheil wünschenswerth halte — dieser Gedanke, der als ein persönlicher Ausdruck seines Eigennutzes, Ehrgeizes und seiner Erbitterung anhub, suchte bald nach politischen Vorwänden und diplomatischen Mitteln.

Als er sie gefunden zu haben glaubte, vertraute er sich seinem Freunde und Gesinnungsgenossen, dem Minister des Auswärtigen, Freiherrn von Patow, an, der ihn schon mit diplomatischen Missionen bei der Testamentfrage des hochseligen Fürsten beauftragt hatte, ein Mann von hocharistokratischem, stolzen Charakter war, die „Wirthschaft im Fürstenthume,“ wie er die vormundschaftliche Regierung zu Severn

nannte, mit Geringschätzung betrachtete und überhaupt für Vergrößerungspläne Neigung zeigte. Graf Rottorff hatte schon viel gewonnen und den Fortgang seiner Pläne mit kühneren Unternehmungen entworfen, als ihm der Minister eines Tages antwortete: „Ich bin auch der Meinung, daß wir früher oder später die Sache da drüben ganz in die Hand nehmen. Ich werde meine Collegen darüber aushorchen und dann können Sie als Commissarius dem Könige die erste, einleitende Vorstellung machen."

Was beide Männer mit einander berathen und wie sie die Stimmung des königlichen Vormundes für ihre Pläne geneigt gemacht hatten, blieb ein Geheimniß für Viele, die sonst dem Hofe und der Regierung nahe standen. Der Plan war aber klug und auf umspinnenden Umwegen angelegt, so weit man seine ersten, thatsächlichen Ergebnisse kennen lernte.

Im März dieses Jahres eröffnete der Commissarius Graf Rottorff der vormundschaftlichen Regierung zu Severn ein königliches Rescript, in welchem erklärt wurde, „daß die Obervormundschaft beschlossen habe, die beiden minorennen Prinzen des verewigten Fürsten zum Zwecke ihrer nunmehr für nöthig erachteten specifischeren Berufs- und Standeserziehung an den königlichen Hof zu ziehen und daß sich deßhalb der Gouverneur derselben mit beiden fürstlichen Durch-

lauchten am ersten April nach der königlichen Residenz zu begeben, dieselben dem Obervormunde vorzustellen und sich zum einstweiligen Verbleiben am Hofe förder-samst einzurichten habe."

Graf Rottorff, der dieses Rescript im allerhöchsten Auftrage unterzeichnet hatte, wußte wohl, welchen Riß er in die Stellung des Oberregierungsrathes von Heimburg bringen würde; dessen ohnehin etwas anomale Doppelstellung als Chef der Regierung und Gouverneur der Prinzen erhielt einen unheilbaren Zwiespalt; daß er die Regierungsleitung aufgeben und den Prinzen als Gouverneur folgen werde, war nicht vorauszusetzen, das lag aber in des Grafen Berechnung; er wollte vorläufig die Prinzen, namentlich den Erben des fürstlichen Thrones, in die Gewalt bekommen und von ihrem Gouverneur trennen. Auf eine Weise mußte sich dieser nun entscheiden, oder gegen den Obervormund ungehorsam werden. Das Letztere war dem Grafen am Wünschenswerthesten. Und so geschah es auch. Herr von Heimburg, der in seinen Grundsätzen ebenso entschieden wie furchtlos war, erwiderte: „daß die obervormundschaftliche Verfügung mit dem Wortlaute des fürstlichen Testamentes streite, wonach beide Prinzen in ihrer Erziehung und den dahin einschlagenden Umständen ganz dem Ermessen des Gouverneurs anheimgestellt sein sollten, und daß es seine

Pflicht sei, bis zum Antritte künftiger Bildungsreisen die beiden durchlauchtigen Anbefohlenen in ihrem eigenen Lande anwesend zu halten."

Graf Rottorff jubelte über diese Antwort; er kannte die leicht empfindliche Seite des königlichen Ehrgeizes, der durch solchen nicht gewohnten Widerspruch und durch die Zureizung, die er selbst und seine Freunde der Antwort des Renitenten beifügen würden, in hohem Grade indignirt werden mußte. Das Vorausgesehene geschah; es wurde dem Oberregierungsrathe der gemessene Befehl ertheilt, daß er, da er beide Stellungen in einer Person nicht mehr vereinigen könne, aber seine Abwesenheit von Severn als Chef der Verwaltung nicht thunlich sei, sofort die Functionen eines Gouverneurs an den Obersten von Lübsen übertragen und diesem die Prinzen zur Uebersiedlung an den königlichen Hof übergeben solle. Zugleich wurde der Oberst durch ein obervormundschaftliches Rescript von der Stellung eines Chefs der fürstlichen Militairangelegenheiten entbunden und zum Prinzengouverneur ernannt.

Der Zwiespalt zwischen Herrn von Heimburg und der Obervormundschaft und mit dem Obersten war zur Thatsache geworden; der Oberregierungsrath weigerte sich, dem Befehle Folge zu leisten, berief sich

auf die maßgebenden Verfügungen seines hochseligen Landesherrn und drohte mit einer Beschwerde bei der Bundesgewalt, insofern man ihm Zwang anzuthun gesonnen sei. Auch das wollte der Graf als Agent seiner persönlichen und der weiteren von ihm angeregten politischen Pläne; diese kecke Antwort erforderte, nach der Ansicht der Stimmführer, eine entschiedene Geltendmachung der königlichen und obervormundschaftlichen Autorität gegen einen renitenten Beamten. Es wurde ein eingreifender Entschluß gefaßt; der Graf erhielt als königlicher Obervormundschafts-Commissarius das Mandat, sich nach Severn zu verfügen, den Herrn von Heimburg seiner Stellung wegen Ungehorsams zu entheben, an dessen Stelle als Chef der fürstlichen Regierung den königlichen Drosten Herrn von Bock, mit dem Titel „Ministerialrath" zu installiren und die Prinzen unter das Gouvernement des Obersten von Lübsen zu stellen. Graf Rottorff war zu stolz, um einem persönlichen Feinde gegenüber dieses Mandat in eigener Person auszuführen; er fürchtete Kränkungen, deren mögliche Ehrenhändel ihm gerade jetzt sehr ungelegen kommen und seine Thätigkeit stören würden; außerdem liebte er es, die Actionen die er in Scene setzte, ungesehen hinter den Coulissen zu leiten. Er gab Unpäßlichkeit vor und Minister von Patow, des Grafen Stimmung kennend, war bereit, den königlichen

Drosten und neuernannten, fürstlichen Ministerialrath mit dem Mandate zu bekleiden und es ihm zu überlassen, kraft seiner obervormundschaftlichen Vollmachten, sich selbst in Severn einzuführen und die Befehle zu verwirklichen.

Das geschah vor sechs Tagen. Es wird uns jetzt verständlicher, warum der Graf in der letzten Zeit nachdenklicher als je erschien, daß er mit größter Ungeduld das Eintreffen des Obersten erwartete, dem er geschrieben hatte, nach vollendetem Arrangement sofort ohne Eclat nach der Königsresidenz zu kommen und ihm Rapport abzustatten.

Wir verließen vorhin beide Männer, wie sie eben im Sopha Platz genommen hatten, und der Graf, mit einem befriedigten Blicke auf die stutzerhafte, heitere Gestalt des Obersten, äußerte: „Wünsche Glück zu Ihrer Gouverneurstelle und den vormundschaftlichen Anerkennungen, die Ihrer künftig harren.“ — Der Oberst verneigte sich mit selbstgefälligem Lächeln, als hörte er nur den Wiederhall seiner eigenen Erwartungen; der Graf ließ ihm aber keine Zeit, eine Höflichkeitsphrase erheuchelter Selbstverleugnung zu erwidern, sondern fuhr sogleich mit ungeduldiger Eile fort: „Was geschah? Wie benahm sich Heimburg? Wo sind die Prinzen? Wie verhalten sie sich?“

„Es ging über alle Erwartung gut," versetzte der Oberst, den Stutzbart mit einer so siegreichen Keckheit drehend, als habe er das größte Verdienst an dem günstigen Erfolge. „Herr von Bock traf ein; Niemand hatte eine Ahnung von seiner Ankunft; er setzte sich mit mir, der ich durch Ihr Schreiben unterrichtet war, in Rapport; ich orientirte ihn, dann ließ er durch eine Vollmacht des Obervormundes die Mitglieder der vormundschaftlichen Regierung zusammenkommen und verlas die Entsetzung des Herr von Heimburg in Ungnaden und sein eigenes Bestallungsdecret als Chef der Verwaltung im Fürstenthume. — Natürlich folgten Sensation, Protest des Oberregierungsrathes, schneller Abfall seiner Collegen von dem in Ungnade gefallenen, durch seinen Prinzipien-Eigensinnn längst unbequem gewordenen Manne, Huldigung des neuen Chef und ein Publikandum desselben an die Unterthanen, welches sie von der Nothwendigkeit der Veränderung zum Besten des Fürstenthums in Kenntniß setzte und die Partei der deutschen Einheitspatrioten, durch geeignete Anspielungen an ein engeres Anschließen der Interessen des kleinen Staates an den größeren, schnell gewann, die altfürstlichen Anhänger aber und die Philister durch die Aussicht zufrieden stellte, daß die Gewerbe eines größeren Schutzes sich erfreuen sollten, als bisher, daß die Ermäßigung der Abgaben, die Aufhebung

der Stadt-Accise und die Erleichterung der Grenzzölle in reifliche Erwägung gezogen werden sollten. Die bevorstehende Entfernung der beiden Prinzen wurde als eine Maßregel einer umfassenderen Ausbildung in größeren, weiter blickenden Verhältnissen dargestellt und schweigend aufgenommen."

Der Graf hatte scheinbar ruhig zugehört, aber sein aufgeklärtes Gesicht und die lächelnde Befriedigung zeugten von der sicheren Ruhe eines Siegers. „Und wie verhielt sich die Aristokratie in Severn?" fragte er jetzt.

„Sie wissen, lieber Graf, daß der wohlhabende Besitzadel schon längst die Herrschaft des unbegüterten, nur in der Gunst des hochseligen Fürsten emporgestiegenen Herrn von Heimburg mit mißliebigen Augen betrachtete; es scheint fast, als hätte der Oberregierungsrath, aus Groll über den Verlust seines Familiengutes Heimburg, alle adligen Grundbesitzer gehaßt; so wie er Ihnen die Mühle und Saline in Deichstedt versagte, hat er auch anderen Standes- und Gutsherren die Vorrechte bestritten. Mit einem Worte, er war verhaßt und seine einzige Partei hat er in der Klasse der Juristen und bürgerlichen Speculanten und in den alten Traditions-Leuten des fürstlichen Hauses, den pensionirten Militairs und Beamten."

Der Graf lächelte mitleidig und geringschätzend.

Der Oberst ahmte diese vornehme Miene der Ueberlegenheit nach und fuhr fort: „Da seit dem Ableben des Fürsten die letzte Spur eines kleinen Hofes verschwunden ist, so hat der begüterte Adel, gleich Ihnen, wie Sie wissen, die Standesrepräsentation an benachbarten, glänzenden Höfen gesucht; der ärmere Adel aber schließt sich immer der maßgebenden Gewalt an und Herr von Bock wird ihn ganz zur Verfügung haben."

Der Graf schien einige Secunden lang in weitere Gedanken verloren zu sein und die letzteren Mittheilungen des Obersten verloren zu haben, denn er richtete sich plötzlich aus seiner behaglicheren Lage auf und fragte unterbrechend: „Was wird der Heimburg beginnen? Er wird doch unmöglich in Severn bleiben; schon die Entlassung in Ungnade und die ihm ausgesetzte Pension als simpler, fürstlicher Regierungsrath gestatten ihm das Verbleiben nicht."

„Er wird bei dem Eigensinne seiner Prinzipien bis zur letzten Widerstandskraft auszuführen beflissen sein, was er vor dem Verlassen des Sitzungssaales drohte. Er erklärte, daß er nur unter Protest der Gewalt weiche, daß er sich mit einer Beschwerde wegen gewaltsamer Eingriffe der Obervormundschaft in die

gesetzlichen, inneren Angelegenheiten des Fürstenthums an die Bundesbehörde wenden werde."

Der Graf lächelte wieder; der Oberst folgte ihm darin, indem er weiter sprach: „Ich glaube, er wird in Severn ausharren. Obgleich er selbst ohne Vermögen ist, so —"

„Reden wir von den Prinzen," fiel Graf Rottorff ein.

Der Oberst mußte in seinem Mittheilungsdrange so sehr in den Gegenstand seiner kleinen Geheimnisse, die er als ein stutzerhafter Mann besonders liebte, sich hineingedacht haben, daß er entweder die Aufforderung des Grafen überhört hatte, oder sie überhören wollte, um erst sein Lieblingsthema angedeutet zu haben. Er fuhr fort: „Obgleich er selbst ohne Vermögen ist, so ist er doch ein guter Rechenmeister über fremdes Vermögen und ich müßte nicht die kleinen Galanterien und zarten Verhältnisse seit vierzig Jahren im Fürstenthume kennen, wenn ich mich über die Intention des Herrn von Heimburg täuschen könnte, eine unserer reichsten, altadligen und liebenswürdigsten Wittwen zu gewinnen."

„Wer ist diese? Wo birgt das Fürstenthum solche Leckerbissen?" fragte der Graf, den Gedanken an die Prinzen für den Augenblick vergessend.



„Ei,“ erwiderte der Oberst, der sich jetzt auf dem eigentlichen Felde seiner galanten Routine fühlte und dessen Augen listig leuchteten, „kennen Sie die Frau von Mingerode nicht?“

„Die Wittwe des bei Leipzig gefallenen Majors? Lebt die auf dem Gute Mingen?“

„Seit einem halben Jahre, mit einer zwölfjährigen Tochter; sie ist von ihrem am Rhein liegenden Gute, das sie verkauft hat, nach dem Stammhause ihres Gemahls gezogen, führt ein sehr stilles Landleben, war aber im letzten Winter einige Male in Severn, wo ich sie im Theater sah. Ein prächtiges Weib, etwa dreißig Jahre alt, Cereskopf, Junobüste, Venusarme. — Pah!“ Der Oberst küßte mit zugespitzten Lippen seine Fingerspitzen.

Mit einer gewissen Gleichgültigkeit, aber doch heimlichen Neugier sagte der Graf: „Habe seit Jahren nichts von ihr gehört, ist mir ganz aus der Connaissance gekommen; Mingen liegt am anderen Ende des Fürstenthums; die Dame ist wohl sehr streng in der Trauer um ihren Mann?“

Lübsen schüttelte pfiffig den Kopf.

„Halten Sie sie wirklich für so reich?“

„Thatsache, auf Parole. Der Major war, wenn ich nicht irre, in früheren Jahren mit Heimburg befreundet, wenigstens besorgte er ihm die damalige

Allodialfrage des Gutes Mingen, die er als Jurist gegen die Lehnsansprüche der Domainenkammer durchsetzte."

„Gegen das Interesse seines Fürsten?"

„Prinzipieller Eigensinn!" hauchte der Oberst, indem er die Schultern und die buschigen Brauen aufzog.

„Die Frau kann nicht so reich sein, wie Sie glauben, lieber Lübsen; aber was wollte sie in der Stadt diesen Winter?"

„Den Herrn von Heimburg consultiren, ihr Vermögen ordnen, abschätzen, registriren, verwalten lassen; er erschien mit ihr in der Loge, in ihrem Wagen, er mag berechnet haben, daß die Million baares Vermögen, ohne den Ertrag Mingen's, auch für ihn eine gute Aussteuer sein könnte, wenn er sich im 53. Jahre noch entschlösse, eine 30jährige schöne Wittwe zu heirathen."

„Sie scherzen, lieber Oberst; vielleicht sind Sie selbst der Glückliche und wollen ablenkend ihre späte Mariage motiviren."

„Ich versichere Ihnen, daß Heimburg noch vor drei Wochen in Mingen gewesen ist, daß er um die gnädige Frau wirbt."

„Das muß verhindert werden; es wäre sehr störend, wenn unser Gegner solche materielle Mittel

zur Verfügung bekäme; sie hat ja auch eine Tochter, — nein, Lübsen, Sie denken zu weit, oder nur an sich selbst."

„Ich bin freilich der Letzte, der sie ihm gönnt; sein trotziges Benehmen ist möglicherweise schon der Ausdruck seines Bewußtseins einer Million." —

„Was wissen Sie Näheres über die Frau von Mingerode zu sagen? Ist sie denn eine ehrbare Dame geblieben, die dem Adel zur Ehre gereicht?"

„Ei ja, mehr als ehrbar; vergrillt, wie man meint, über ihr frühes Wittwenthum; soll sehr stolz und in der Ehe sehr lebensfroh gewesen sein. — Nicht ganz glücklich gelebt; der Major war Katholik, sie ist Protestantin; die Tochter hat nach des Vaters Willen in seiner Religion getauft und erzogen werden müssen; soll Conflicte zwischen den Eheleuten gegeben haben."

„Gut, lieber Oberst; aus den Details, womit Sie sich beschäftigt haben, erkenne ich in Ihnen einen Nebenbuhler des Herrn von Heimburg; geben Sie mir Gelegenheit, Sie auch in diesem Erfolge beglückwünschen zu können."

Obgleich der Oberst sicherlich nicht die Absicht gehabt haben mochte, der reichen Edeldame nachzustellen, da er sich auf leichterem Terrain der Galanterie zu bewegen gewohnt war, so schmeichelte diese Aeußerung des Grafen dennoch seinem geckenhaften Selbstgefühl;

er nahm die süßliche, geheimnißvolle Miene eines Mannes an, der eine Beglückwünschung nicht ablehnen und auch nicht annehmen will. In diesem Augenblicke bohrte sich aber ein durchdringender, prüfender, fast drohender Blick des Grafen in seine Miene; dieser plötzliche, seltsame Blick währte aber nur die Dauer eines Blitzes, denn der Graf nahm ebenso schnell eine festere, vornehmere Haltung an und begann mit eiligem Tone: „Nun zur Sache, Oberst; sind Sie vorbereitet, wie es beschlossen ist, die Prinzen in nächster Woche dauernd hierher zu führen?"

„Ja."

„Weiß man in Severn, daß Sie zur Zeit hier sind?"

„Der officielle Bericht des Herrn von Bock wird morgen wohl beim Ministerium Patow einlaufen. Ich beurlaubte mich bei dem Herrn von Bock unter dem Vorwande, hier in der Residenz ganz im Stillen meine persönlichen Einrichtungen für die demnächstige Ankunft zu treffen. Daß Sie mich erwarteten, weiß er nicht; er hat mir wenigstens nichts für Sie aufgetragen."

„Nun lassen Sie uns diese Stunde benutzen, unsere Ansichten über die Prinzen und deren Leitung auszutauschen."

„Ich bitte um Instruction, die Sie mir versprachen.“

„Was halten Sie von dem Erbprinzen Waldemar?“

„Nun, etwas excentrisch, wie sein hochseliger Herr Vater.“

„Excentrisch — hm! Das Urtheil läßt sich hören; ausschweifende Ideen und Stimmungen verlangen eine bestimmte Basis der Erziehung. Halten Sie ihn nicht schwach an Geist?“

Als der Oberst sich etwas zu besinnen schien, fuhr der Graf mit einer Betonung, die keine Einrede zuließ, fort: „Ich halte ihn für schwankend, unklar, vernachlässigt, für bedürftig, einem fremden Willen consequent untergeordnet zu werden. Ich habe Sie zum Gouverneur empfohlen, um einen Mann auf dem Platze zu wissen, der ganz mit meiner Ansicht übereinstimmt.“

„Gewiß, gewiß,“ versicherte der Oberst, indem er die Miene der Bestätigung des gräflichen Urtheils annahm.

„So haben wir uns nicht mehr zu verständigen nöthig,“ redete der Graf weiter; „es liegt im Plane, daß Sie auf Ihrer Stelle sich um die geistige und moralische Erziehung beider Prinzen gar nicht bekümmern, da diese einem besonders dafür erwählten

Lehrer überlassen werden soll; dagegen haben Sie sorgfältig darauf zu achten, daß kein fremder Einfluß auf die Prinzen einwirkt, daß sie namentlich mit Severn in keinerlei Verbindung stehen, keine Correspondenzen empfangen, die Sie nicht vorher gelesen und gutgeheißen, oder in Fällen Ihres Zweifels, mir vorgelegt haben, daß Sie mit einem Worte die Prinzen vor jedem Verkehr nach Außen beschützen. Sie sollen für die specifischen Sympathieen und Anschauungen des hiesigen Hofes erzogen werden. Die vernachlässigte Bildung giebt uns ein Recht, die nach dem Severn'schen Hausgesetze mit vollendetem 19. Jahre eintretende Majorennetät des Erbprinzen bis auf eine spätere Zeit hinauszuschieben. Der Prinz ist in zwei Monaten 19, wir nehmen ihm gegenüber keine Notiz davon."

„Verstehe, verstehe."

„Der einzige persönliche Einfluß auf die inneren Angelegenheiten der Prinzen, namentlich des älteren, den Sie in Ihrer jetzigen Stellung nach obervormundschaftlichem Willen auszuüben haben und den wir Ihrer Einsicht gern anvertrauen, ist der, daß Sie alle Traditionen und Erinnerungen des Severn'schen Hofes von den Prinzen ferne halten, oder doch dergestalt abschwächen, daß in ihnen kein Familiengefühl, kein heimathliches Bewußtsein, kein Gelüste nach der Erbschaft des Vaters aufkommt; da sie den specifischen

Anschauungen des hiesigen Hofes einverleibt werden sollen, so würde jede speciell Severn'sche Sympathie und Familienüberlieferung den inneren Erziehungsplan stören. Darum, lieber Oberst, reden Sie mit den Prinzen gar nicht über den Vater, dessen Testament, Heldentod, über die Geschichte der Severn'schen Dynastie, so weit Sie dieselbe kennen; stellen Sie ihnen, wo sie einer Frage durch Schweigen oder Abweichung nicht entgehen können, die Kraft des Fürstenthums geschwächt, die selbstständige Regierung schwierig und trostlos, die obervormundschaftliche Herrschaft als eine Nothwendigkeit dar, um das Ländchen wenigstens dem Scheine nach als ein selbstständiges Fürstenthum aufrecht zu erhalten, in Wirklichkeit aber als langsam genesenden Schwächling an der Mutterbrust des Königreiches zu nähren; erwecken Sie in den Prinzen das Gefühl der vertrauensvollsten Hingebung an die väterliche Sorge der Obervormundschaft und ein blindes Vertrauen zu mir und meinen Ausführungen; dämpfen Sie dadurch indirect jedes vorzeitige Selbstständigkeitsgefühl in jungen, unklaren Gemüthern."

„Vollkommen einverstanden."

„Nach dem Grade Ihres klugen Verfahrens wird Ihnen ein reichlicher Lohn zu Theil werden. Apropos! Sie besitzen das Ritterkreuz unseres Ordens bereits?"

Trotz der beargwöhnten Schminke, welche wir auf den Backen des Obersten vermuthen, erhielt sein Gesicht eine erhöhete Röthe der theils freudigen, theils verlegenen Erregtheit. Die Eitelkeit fühlte sich in gleicher Zeit geschmeichelt und beschämt, als er mit verstellter Ruhe und Gleichgültigkeit erwiderte: Nein, hm! nein!"

„Gut, so werde ich dafür sorgen, daß Sie bei Ihrer ersten Vorstellung bei dem Könige damit decorirt werden."

Der Oberst ergriff in der Hast seiner, die erkünstelte Ruhe vergessenden, eitlen Freude die Hand des Grafen und drückte sie mit stummer Dankbarkeit. Der Graf machte seine Hand frei, schob sie in die Weste und sprach unter Beibehaltung seines instruirenden Ernstes: „Die Decoration unseres Hofes halte ich für nöthig, um Ihnen vor den Prinzen die unerläßliche Autorität zu vermehren."

„Ich werde sie zeigen; ich hoffe, die Winke präcis zu verwirklichen, doch, darf ich fragen, wo das endliche Ziel liegt?"

„Das Ziel?" fragte der Graf aufhorchend und den Obersten fester anblickend; er schwieg einige Secunden, als schätze er den Frager ab, ob dessen Frage eine muthig gewordene Eitelkeit oder Dummheit sei, dann antwortete er mit einer nachlässigen Vornehmheit:

„Das Ziel kenne ich selbst noch nicht, vielleicht hat man höheren Ortes selbst noch nicht so weit gedacht. Was fragen wir nach dem Ziele, wo wir uns nur um das Vertrauen zu bewerben haben, anerkennungswerthe Werkzeuge zu sein."

„Ganz wohl, vollständig begriffen."

Den Grafen beherrschte scheinbar eine leichte Empfindung von überlegener Geringschätzung, als er den Obersten flüchtig belächelte, die Hand aus dem Westenschlitze zog, über das Gesicht strich und fortfuhr: „Allerdings ist bei dem zweiten Prinzen, dem Wilhelm, ein bestimmtes Ziel vorhanden; was bleibt dem zweitgeborenen Fürstensohne anders übrig, als in Militairdienste eines größeren Staates einzutreten? So wird auch Prinz Wilhelm ohne Zweifel sofort der königlichen Garde du Corps aggregirt werden. Nun, da können Sie ihm ja als erfahrener Officier die nöthigen Orientirungen geben."

Der Oberst verneigte sich mit schmunzelnder Miene, als nähme er ein Compliment entgegen. Seine Gedanken mußten aber dabei weiter gegangen sein, wie der flüchtige Seitenblick der Zersteutheit verrieth; er hüstelte verstellt und sprach dann mit der listigen Ehrbarkeit einer alten Kokette: „Erlauben Sie mir noch eine discrete Frage, deren Beantwortung einem Prinzengouverneur unerläßlich ist, wenn er ohne vorgeschriebenes

Ziel nicht verfehlen möchte, richtig zu verfahren. Sie wissen, Jünglinge in diesen Jahren haben natürliche Regungen, die namentlich bei dem Prinzen Wilhelm, trotz seiner siebenzehn Jahre, bereits auf objective Ergänzungen gerichtet waren; doch, lieber Graf, Sie lächeln, ich brauche Ihnen nicht mehr zu sagen."

Der Graf schwieg, aber sein Lächeln verschwand vor einer erwartungsvollen Strenge und der leichten Reflexion eigener, stiller Gedanken. Als der Oberst keine Antwort erhielt, nahm er einen anderen, rückhaltigeren Ton an und sprach: „Instruiren Sie mich gefälligst, ob die Prinzen als Junker der freieren Weltstellung, oder als Pensionaire eines orthodoxen Regimen in gewissen natürlichen Dingen angesehen werden sollen. Sie haben das Blut ihres Vaters."

Der Graf lachte diesmal laut, nahm eine vertraulich-behagliche Haltung an, klopfte unter fast spöttischem Anblicke dem Obersten auf die Schulter und erwiderte mit lachender Stimme: „Als Junker, lieber Lübsen, versteht sich, als Junker; erbliches Blut läßt sich nicht umwandeln; lassen Sie das Blut seine natürlichen Pulse schlagen; doch Sie kennen das ja besser, als ich, Sie alter Praktikus!"

Der Oberst grinsete wie eine alte Buhlerin, welcher man mit Erinnerungen ihrer Glanztage schmeichelt; der Graf schien aber nicht geneigt zu sein, diese

vertrauliche Abschweifung länger dauern zu lassen, denn er nahm seine überlegene, instruirende Haltung wieder an und fuhr mit kälterem Tone fort: „So werden Sie denn nächste Woche hier mit den Prinzen eintreffen. Melden Sie mir rechtzeitig die Stunde der Ankunft, da ich sie in meiner Eigenschaft als obervormundschaftlicher Commissarius empfangen will, natürlich ohne Ceremoniell und Eclat; die Uebersiedlung soll ohne Aufsehen geschehen. Das ehemalige kleine Schloß Louisenruh im östlichen Theile des königlichen Belvederegartens, freilich ein wenig einsam, aber angenehm und wohl geeignet, ist für die Aufnahme der Prinzen bestimmt; die bisherige Dienerschaft in Severn wird entlassen und anderweitig versorgt, hier werden sie ein neues, wenn auch kleines Personal finden. Nun, lieber Oberst, ich wünsche Glück, Sie können sich durch Ihre geschickte Haltung eine sehr angenehme Altersstellung verschaffen. Haben Sie mir noch etwas zu sagen?“ Der Graf hatte bei dem Glückwunsche die Hand des Herrn von Lübsen ergriffen und stand jetzt auf.

Der Oberst folgte ihm darin und versetzte: „Ich wüßte für den Augenbiick nicht — doch, wo werde ich den Informator kennen lernen?“

„Er wird Ihnen in Severn durch Herrn von Bock vorgestellt werden; doch, wie gesagt, er hat neben Ihnen eine ganz unabhängige Stellung. Sie con-

curriren ja auch nicht mit einander; Sie haben die äußeren und körperlichen, er die inneren und geistigen Angelegenheiten zu verwalten."

„Gut, seine Instruction wird der meinen — —"

„Gleichlautend sein," fiel der Graf ein. „Besondere Umstände haben mich bestimmt, einen Mann zu wählen, dessen Fähigkeiten ich aus Erfahrung beurtheilen kann, den einstigen Hauslehrer meines eigenen Sohnes."

„Den Hübner?"

„Derselbe; Sie sehen, daß ich nicht väterlicher für die Prinzen sorgen konnte. Als er vor Jahren von mir abging, lohnte ich ihm seinen guten Eifer dadurch, daß ich ihn dem Fürsten Friedrich zu einer Anstellung empfahl; er wurde Lehrer am Gymnasium zu Severn."

„Ja, ja, und ein Jahr vor dem Tode des hochseligen Fürsten zum Aufseher der fürstlichen Kunstkammer ernannt, die noch aus alten Zeiten im ehemaligen Paulinerkloster, dem nachherigen Gymnasium, in den Mansardenräumen vergessen lagerte, worin der Hübner werthvolle Dinge entdeckte, die den Fürsten veranlaßten, ihm die Ordnung der Kunstkammer aufzutragen und darauf die Stelle eines Custos zu verleihen."

„So ist er Ihnen nicht unbekannt, vielleicht auch den Prinzen nicht. Auch der Umstand, daß er

unverheirathet ist, lenkte meine Wahl auf ihn. Seine neue Informatorstelle erfordert eine größere Autorität und äußerliche Rangerhöhung, um mit der höheren Gesellschaft, so weit es seine Stelle gestattet, in Verkehr treten zu können. Da die Verhältnisse am hiesigen Hofe nicht der Art sind, einem bürgerlichen Fremden zum Empfange eine Auszeichnung zu verleihen, so ist mit Herrn von Bock die Verabredung getroffen, daß er in Severn, kraft vormundschaftlicher Regierungsgewalt, den Hübner zum Informator mit dem Titel eines fürstlichen Rathes ernennt."

Der Oberst verneigte sich und griff nach seinem Hute.

„Sie speisen mit mir," sagte Graf Rottorff, „Sie werden nur meine Tochter bei Tische treffen; mein Sohn speiset regelmäßig in der Messe des Officiercorps der Garde. Ja, lieber Oberst, Sie sehen, daß ich in Wirklichkeit ein sehr einsames Familienleben führe. Wären Haus und Park nicht von der Dienerschaft belebt, so würden sie dem Vorübergehenden verödet erscheinen." — Es war nicht sogleich abzusehen, warum der Graf dies sagte, überhaupt diesen familiären Ton anschlug, gegen eine Persönlichkeit, die er, wie sein bisheriges Benehmen erkennen ließ, doch eigentlich nicht respectirte. Mochte er eben im Aufblicke durch das Portrait der schönen Ahnfrau, geborenen von

Rosen, an seine stillen Betrachtungen kurz vor des Obersten Erscheinen erinnert sein, mochte er flüchtig bei Erwähnung seines kleinen Familientisches, zu dem er den Obersten zum ersten Male einlud, an die reiche Wittwe gedacht haben, wir wollen es nicht entscheiden, doch verdient es bemerkt zu werden, daß er sogleich mit leichterem, fast jovialen Tone fortfuhr: „Beobachten Sie mir, so lange Sie noch in Severn sind, den Herrn von Heimburg, namentlich seine Beziehungen zu der Mingerode; würde er ein Millionär nach Ihrer Rechnung, so könnte seine Widerstandszähigkeit uns noch lange beunruhigen und er Anhang gewinnen. Als wirklicher Edel- und Ehrenmann müßte er nach seiner Absetzung Severn verlassen. Darum ist es hohe Zeit, daß die Prinzen aus seiner Nähe kommen. Ich mache Sie verantwortlich dafür, Oberst, daß bis dahin keine Verbindung zwischen ihnen und dem Heimburg stattfindet."

Der Graf schellte bei diesen Worten, während Herr von Lübsen die Geberde der Betheuerung durch ein Erheben des Gesichtes mit herausfordernder Miene und einem Schlag auf die linke Hüfte ausdrückte, wo er den Degen zu tragen gewohnt war. Graf Rottorff lächelte, als der Oberst eben den ergriffenen Hut nach dem nächsten Stuhle tragen wollte und gleichzeitig der Leibdiener eintrat.

„Benachrichtige das Fräulein, meine Tochter, daß ein Herr mit uns speisen würde.“

„Zu Befehl; das Diner ist servirt und wartet nur auf gräfliche Gnaden.“

„Sogleich.“

Der Diener eilte hinweg; Lübsen wurde vom Grafen überrascht, als jener aus einer kleinen Entfernung sich im Spiegel für die Vorstellung bei der gräflichen Tochter musterte und mit den spitzen Fingern über Lippenbart, Augenbrauen und Haartour tupfend hinweg strich.

„Wann denken Sie nach Severn zurückzufahren?“ fragte der Graf. „Es ist nicht gleichgültig, daß Sie Ihre beschützende Function sobald als möglich ausüben.“

„Ich dachte, morgen vor Tagesanbruch.“

„Wie wäre es, wenn Sie heute Abend abreisten und morgen Vormittag bereits in Severn einträfen? Ein alter, braver Soldat scheuet keine Nachtwache und Strapaze im Dienste.“

„Ganz recht, wenn es Sie beruhigen kann.“

„Ja; auch möchte ich nicht, daß Sie in der Residenz hier von gewissen Personen erkannt und angeredet würden. Die officielle Nachricht des Erfolges in Severn darf nicht später, als Sie, hier eintreffen. Noch Eins; es ist beliebt worden, die fürstliche Uniform

hier bei den Prinzen nicht zur Schau zu stellen; Sie müssen als Gouverneur Civil tragen, das, wie ich sehe, Ihnen ganz besonders gut steht."

Der Oberst stutzte und ließ einen Blick gegen den Spiegel seitwärts schweifen. „Das würde mir," sagte er zögernd und verlegen, „sehr schwer ankommen; bin seit den Pagenzeiten gewöhnt, den Degen zu tragen. Bin ich denn ein pensionirter Oberst geworden?"

„Gott bewahre, der Degen soll Ihnen bleiben, Sie haben ihn mit Ehren getragen. Aber nur eine Zeit lang lassen Sie ihn ausruhen. Es wird die grüne, ohnehin nicht mit dem Gros der Bundesarmee homogene, fürstliche Uniform demnächst ganz verschwinden in Severn, folglich auch in der Nähe der Prinzen. Der fürstliche Contingent und das Civilbeamtenthum sollen, einer passenden Einförmigkeit wegen, in derselben Weise gekleidet werden, wie in unserem Königreiche; es ist dies eine natürliche Consequenz anderweitiger Vereinbarungen. Herr von Bock wird, wenn er die Finanzen des Fürstenthums geprüft hat, höchst wahrscheinlich, als Chef der vormundschaftlichen Regierung, Veränderungen und Ersparnisse nöthig finden und beantragen; ich rechne dahin: eine Militairconvention mit unserem Königreiche, eine Forst-, Berg-, Post- und Steuerverwaltung durch unsere Beamten."

„Hm, der Anfang der Mediatisirung," sprach der

Oberst, dem vielleicht in einer flüchtigen Gewissens-anwandlung seiner Erinnerung an die Zeiten des alten Fürsten und den Verlust seiner gewohnten, sehr aus-geschmückten Uniform, jene Aeußerung entschlüpfte; es traf ihn aber sofort ein so beherrschender, die Kühn-heit des Obersten in die ihm zugemessenen Schranken zurückweisender Blick des Grafen, daß er in seiner Rede plötzlich inne hielt und dann stammelnd fortfuhr: Ja, ja, neue Herren, neue Verhältnisse."

„Ist's gefällig?" sprach der Graf mit formeller Höflichkeit, „daß ich Sie meiner Tochter vorstelle und wir zu speisen beginnen?"

Herr von Lübsen machte eine tiefe Reverenz, zog den Handschuh der stark beringten Hand wieder an, und trat auf des Grafen Einladung diesem voraus über die Schwelle der geöffneten Thür, um sich nach dem Speisezimmer geleiten zu lassen.

Drittes Capitel.

Die Clubconferenz.

Die alte, fürstliche Residenzstadt Severn trug in ihrer Erscheinung den Charakter früherer Jahrhunderte und einstiger, bürgerlicher Wohlhabenheit; ehrwürdige gothische und romanische Kirchen ragten über die hohen, spitzen Giebel der ehemaligen Patrizierhäuser empor, unter denen manche steinerne Fronte mit Wappen- und Bildschnitzwerk geziert war; die meisten Straßen waren eng, gewunden und nur von wenigen neueren, breiten Straßen mit modernen Häusern durchkreuzt, die aber wenig gangbar zu sein schienen, da auf den breiten Trottoirs das Gras zwischen den Steinen hervorwuchs. Trotz dieser zusammengedrängten älteren Stadttheile befanden sich aber in denselben mehre große, freie, mit Bäumen oder Brunnen versehene Plätze, die, gleich den zahlreichen Gärten und geräumigen, oft bis zur anderen Straße durchlaufenden Höfen hinter den Häu-

sern darauf hindeuteten, daß der Werth des Grundbesitzes noch ein sehr geringer und das Geschäftsleben ebenso wenig drängend, als die Einwohnerschaft dicht war.

Es erging dieser Stadt wie allen Residenzen kleiner Länder, die ihre Lebenshöhe einstiger, bürgerlicher Wohlhabenheit hinter sich haben, deren kleiner Hof nicht sonderlich durch Aufwand und Schaustellung auf das Verkehrsleben einwirkte und wo, ohne von den Fortschritten der großen Städte berührt worden zu sein, die Einwohnerschaft in einer gewissen Selbstgenügsamkeit und Gemüthlichkeit von den Resten und Ueberlieferungen der früheren Zeiten lebte und still sich mit den Verlusten und hinterlassenen Spuren der Kriegsperioden auszugleichen beflissen war. Der reiche Gutsadel des Ländchens hatte längst an fremden, glänzenden Höfen sich heimisch gemacht, der ärmere Adel war in die Hof- und Verwaltungskreise eingetreten und lebte von dem Gehalte, der freilich nur gering, aber den billigen Lebensverhältnissen der Stadt angemessen war; der reichere Bürgerstand, in welchem noch immer mehre alte Kauf- und Bankhäuser vertreten waren, lebte in den Traditionen seines früheren Patriziertums, die Mittel- und Kleinbürger fanden als Ackerbauer, Fabrikanten und Handwerker ihren Unterhalt vom Hofe und den wohlhabenderen Einwohnern.

Das fürstliche Schloß, welches ziemlich in der Mitte der Stadt in einem offenen Parke lag, dessen Theil vor der Façade schon von dem vorletzten, die Soldaten liebenden Fürsten in einen Esplanadeplatz verwandelt war, wo seitdem sich alltäglich die Wachtparade aufstellte, hatte freilich ein altes, ehrwürdiges Ansehen, aber trug die Spuren seiner äußeren Vernachlässigung an sich, da die letzteren Fürsten wohl für die Behaglichkeit der inneren Räume sorgten, aber an die Verschönerung der Stadt und ihres eigenen Schlosses nicht dachten. Außerdem war ein ganzer Flügel des weitläuftigen, mit Thürmen und vielen Giebeln versehenen Schlosses zum Sitze der Regierung, der Domainenkammer und der Landeskassenverwaltung eingeräumt, die hier ihre Lokale mit Registraturen, Büreaux und Sessionstischen gefüllt hatten und wo man hinter den staubig beschlagenen Fenstern weder Gardinen, noch andere Luxusgegenstände sah. Nur in dem entgegengesetzten Flügel, wo der Fürst wohnte, verriethen die Fenster ein behaglicheres Innenleben, während die Säle und Gemächer des mittleren Façadetheils, wo zu den Zeiten, in denen auch Fürstinnen im Schlosse lebten, die Hoffeste und Vorstellungen stattfanden, gewöhnlich durch niedergelassene Rouleaux verschlossen blieben.

Das lange Witwerleben des letzten Fürsten war

nicht geeignet gewesen, der Residenz ein regeres Leben zu geben; nur Theater und Ballet waren die einzigen Institute, denen er Aufmerksamkeit und Ausdehnung zuwendete; andere Zerstreuungen fand er auf der Jagd, der Wachtparade und auf Reisen. Um seine Söhne bekümmerte er sich wenig, sie waren gänzlich der Sorgfalt des Herrn von Heimburg anheimgegeben, der freilich, als Seele und Hauptträger der Regierungsgeschäfte, nicht Zeit hatte, sich um die specielle Ausbildung der Prinzen zu bekümmern, sondern sich begnügen mußte, den Lehr- und Erziehungsplan zu entwerfen, die Ausführung desselben anderen Personen zu übertragen und nur in freien Berufsstunden die Oberaufsicht zu führen. Daß er sich für nothwendig in der Leitung der Söhne seines Fürsten hielt, mag der Umstand beweisen, daß er diesen veranlaßt hatte, sich in der letztwilligen Verfügung zum Gouverneur der Prinzen ernennen zu lassen.

Treten wir einige Tage später, als der Oberst den Grafen besucht hatte, in die Stadt Severn ein. Die alten Linden auf den geebneten, freundlichen Wällen und die Kastanienbäume im Parke des Schlosses hatten ihr grünes Frühlingskleid im ersten Blätterschmuck angelegt; es beginnt der Frühabend eines angenehmen, sonnig verstrichenen Maitages. An einem der großen Plätze der Stadt, der „Rathsmarkt“ genannt, weil

sich das alte, gothische, mit Gallerien, Steinlauben und historischen Statuen gezierte Rathhaus an einer Seite des Platzes befindet, sitzen unter den gewölbten Steinlauben zu ebener Erde mehre Gruppen, vornehmlich älterer Herren, an verschiedenen Tischen, einige gefüllte oder geleerte Weingläser, andere ganze Flaschen vor sich, und die vergoldete, theils vom Regen verwaschene Inschrift: „Rathskeller," über dem kellerartigen Eingange an der Hinterwand orientirt uns bald, daß die Herren hier Gäste des Kellerpächters sind. Eine engere Gruppe an einem Tische, der durch einen hölzernen Gitterverschlag mit offenstehender Thür von dem übrigen Theile des Raumes unter den offenen Bögen der Steinlauben abgesondert ist, zeichnet sich durch wohlhäbige und feinere Gestalten aus und es gehören diese Männer, welche hier die Stunde zwischen Nachmittag und Abenddämmerung bei einem Glase Wein verplaudern, einem Club an, der sich in den oberen Räumen des Rathskellers seit alten Zeiten eingemiethet hat, einst von den angesehensten, bürgerlichen Männern der Stadt gestiftet, der „Raths-Club" getauft, von den Nichtmitgliedern und Kleinbürgern aber der „Ducaten-Club" genannt wurde, um damit anzudeuten, daß nur die Wohlhabenden eintreten durften, die alle Quartale einen Ducaten in die Kasse zahlen konnten, wofür dann in der Winterzeit einige

Bälle der zugehörigen Familien stattfanden. Auch diesen abgesonderten Platz unter den Steinlauben hatte sich der Club seit Menschengedenken reservirt, um bei schönen Tagen der warmen Jahreszeit in freier Luft des Platzes sitzen, unbehorcht und vertraulich plaudern, die Vorübergehenden mustern und sich an dem Blicke auf die prächtige, gothische Clemenskirche erfreuen zu können, welche jenseit des Marktplatzes ihre schönen, altehrwürdigen Formen gegen den hellen Westhimmel erhob.

Wir finden an dem Tische des reservirten Raumes vier Personen; einen wohlbeleibten, gemüthlichen Kaufherrn, dessen rosige Miene und Haltung den Mann von Wohlleben und Würde kennzeichnen, welcher, wie die edle Sorte Wein, die sein Glas ausduftet, verräth, an feine Genüsse gewöhnt ist; neben ihm sitzt ein größerer, einst beleibter gewesener, im Abfallen des reiferen Alters begriffener Herr mit einem intelligenten Kopfe, einer Brille vor den stechenden Augen und einem leichten Lächeln in den Winkeln seines klugen Mundes; er ist ein Notar und der gesuchteste Anwalt der Stadt in allen größeren Rechtsfragen; die dritte Person ist schlank und mager, die saubere Wäsche, welche augenscheinlich mit besonderer Sorgfalt behandelt ist, läßt das von Pockennarben etwas schattige, faltige Gesicht weniger beachten, und klärt in etwas den mürrischen

Zug des am Aktentische vielleicht gallicht gewordenen Mannes auf; er ist der Stadtsyndicus, dem zugleich die Verwaltung der Gilden oblag; die vierte Person endlich ist eine kleine, zierliche Gestalt mit langem, fahlblonden, anscheinend unter dem niederen Hute gescheitelten Haar, einem ehrbaren, strengen, scharf geschnittenen, bleichen Gesichte und unverkennbar in der hochzugeknöpften, schwarzen Tuchweste und den bis unter die Kniee reichenden, schwarzen Gamaschen, ein Schulmann; in der That war er der Director des Pauliner Klosters, wie das Gymnasium der Stadt hieß.

Hören wir sie, als vertrauliche Clubfreunde, die schon manches Spielchen l'Hombre zusammen gemacht haben und in ihrer Sicherheit, von den Weingästen jenseit des Gitters nicht belauscht und gehört zu werden, laut mit einander reden.

„Ja, ja, lieber Herr Syndicus und lieber Vetter," sprach der Kaufherr, indem er eben aus dem Glase geschlürft hatte und noch dasselbe so hoch hielt, daß die Nase die aufsteigende Weinblume auffangen konnte. „Sie mögen einwenden, was Sie wollen, ich bleibe dabei, daß unsere Frauen mit von der Pfingstparthie sein müssen; den ganzen Sommer haben sie vom Club nichts und doch sind sie berechtigt, Antheil am Genusse des Ueberschusses unserer Winterkasse zu nehmen."

„Lieber Freund,“ flüsterte der Notar mit schelmischer Vertraulichkeit seinem Nachbar zu, „Ihre Frau hat Sie gut mandatirt; schon höre ich die Gardinenpredigt, wenn Sie in der Minorität bleiben sollten; aber rechnen Sie auf mich.“

Der Kaufherr that, als höre er diesen Scherz nicht, sondern ließ sich noch lebhafter in eine Widerlegung der Gründe ein, welche der unverheirathete Syndicus gegen eine Theilnahme der Familien an der vorgeschlagenen Pfingstparthie vorgebracht hatte, namentlich den, daß man Land- und Waldausflüge immer machen könne, den Männern aber doch daran gelegen sein müsse, einmal mit Hülfe der Clubkasse eine lehrreiche und anfrischende Reise nach der Königsstadt zu machen, die dortigen Kunstschätze zu sehen und neue Eindrücke mitzunehmen, wozu der diesmalige Ueberschuß des Clubvermögens gerade für die Männer ausreiche. Aus dem weiteren Hin- und Herreden der Männer, woran sie bald alle sich lebhafter betheiligten, konnte man entnehmen, daß diese vier Freunde den Ausschuß des Clubvorstandes bildeten, welche sich um diese Stunde hier versammelt hatten, um einen Antrag über die beste Verwendung des Kassenüberschusses zu berathen und zu beschließen. Der Notar, der gern die Rolle des galanten Mannes im Club spielte, mochte, ohne es eingestehen zu wollen und sich der Maske eines freund-

lichen Wortführers der Familie des Kaufherrn bedienend, an die Wünsche seiner eigenen Frau und Tochter gedacht haben, als er für eine Familien-Pfingstfahrt das Wort ergriff und am Schuldirector einen Beistimmer fand; der Syndicus mußte überstimmt nachgeben und der mit ihm verwandte Kaufherr versprach dessen Wissensdrange eine Entschädigung dadurch, daß er ihn einlud, im Laufe des Sommers mit ihm die Königsstadt zu besuchen. Nachdem von dieser Vergnügungscommission die Pfingstfahrt mit Familie zur Annahme gebracht worden war, mußte man sich über die zweite Frage: wohin? verständigen, deren Beantwortung ebenfalls dem Gesammtvorstande des Clubs zur Genehmigung, wenn auch nur formell, vorgestellt werden mußte. Nach mancherlei Vorschlägen und nicht allgemein befriedigenden Entwürfen gab der Notar den Ausschlag durch einen frischen und verlockenden Gedanken. „Freunde!" unterbrach er die immer noch unvereinigten Meinungsverschiedenheiten, „der Lateiner sagt: Omnia tulit punctum, qui miscuit utile dulci, zu deutsch: Des allgemeinen Beifalls erfreut sich Derjenige, welcher das Nützliche mit dem Angenehmen vereinigt; obgleich es überall da für uns Männer nützlich und angenehm ist, wo wir uns in Gesellschaft des schönen Geschlechts befinden, so wechselt doch ein guter Regisseur die Scene und läßt die Liebe nicht

immer in einem und demselben Haine spielen. Den Forstgarten bei Kirchwalde haben wir hinreichend ausgekostet und ich fühle noch die sauere Milch der Frau Wirthin Piper bei jeder guten Mahlzeit im Magen; im Tannenwäldchen der Oster-Landwehr kennen wir seit Jahren jedes Bäumchen, das seitdem herangewachsen ist; der Burgkamp unseres früheren Wirthes zum Rothenbaum vor dem Friedrichsthore ist durch die Franzosen, die dort lagerten, verwüstet und es bietet die neue Anpflanzung kleiner Gesträuche und Kiefern wenig Schatten, noch andere Annehmlichkeiten dar; — wohlan, laßt uns in eine größere Entfernung aufbrechen, das Geld reicht dafür völlig aus, laßt uns in das schöne Gebirgsbecken des Dromlings ausfliegen, wo das Gut Deichstedt liegt; brechen wir mit flinken Pferden bei Sonnenaufgang auf, so sind wir Abends spät wieder daheim, und haben dort im Gebirge mehre Stunden Zeit gehabt, in einer wirklich schönen Natur zu verleben, an Wald und Wiese, an Teichen und Felsen uns zu erfrischen. Der Pfingsttag muß dort besonders prächtig sein, wenn das Wetter uns begünstigt. Und nun hört zu dem Angenehmen das Nützliche; hier, unser Stadsyndicus, der das schöne Geschlecht über seiner Liebhaberei zu Versteinerungen vergessen hat, findet dort eine neuaufgeschlossene Quelle seiner hartherzigen Liebesobjecte."

„Was? Bei Deichstedt?" fiel der Syndicus ein, „etwa Feuersteine und Bohnenstein?"

„Bitte um Verzeihung, lieber Freund; da dem Grafen Rottorff die Wassermühle abgeschlagen ist, läßt er die alte, baufällige, hölzerne Windmühle durch eine neue, steinerne ersetzen."

„Nun," unterbrach der Kaufmann, „das hätte er jetzt nicht mehr nöthig, Herr von Bock wird ihm gewiß die Wassermühle gern bewilligen."

„Einstweilen ist die Windmühle vor der Katastrophe in Angriff genommen worden und es hat sich bei dieser Gelegenheit ein Steinbruch auf dem früher gar nicht sondirten, herrschaftlichen Gebirgsgrunde enthüllt, der einträglich werden kann, wenn unser neuer Ministerialrath dem Grafen den Gefallen thut, hier recht viel „Vormundschaftliches" bauen zu lassen. Aber hören Sie weiter, meine Herren; ich habe aus der Gegend des Dromling, in dessen Mitte und Wasserader Deichstedt liegt, detaillirte Kunde, denn die bäuerlichen Hof- und Grundbesitzer jener Gegend kommen immer zu mir, wenn sie ihr Recht suchen; von ihnen weiß ich auch, daß dort ein Muschelkalkstein gebrochen wird, und daß die Bauerjungen von dorther hier an Markttagen Muscheln und Versteinerungen, die wie kleine Wagenräder aussehen, feilbieten."

„Das wären ja Ammoniten!" rief der Syndicus,

„ich komme nicht über den Markt, sitze während dessen in der Magistratsstube."

Der Notar lächelte über den plötzlichen Eifer des bereits aufmerksamer gewesenen Syndicus, dessen Miene verrieth, daß er zu der projectirten Fahrt seine stille Beistimmung gegeben habe und gern schon morgen aufgebrochen wäre. Und mit schelmischem Lächeln sich gegen den Kaufherrn wendend, fuhr der Notar fort, nachdem er ihn einen Augenblick schweigend und taxirend durch die Brille angesehen hatte: „Auch Sie, lieber Freund, können das Utile dulci verwirklichen; ich glaube, es getroffen zu haben, he?" Er sah ihn herausfordernd und schmunzelnd an, als jener eine ungläubige, heitere Miene annahm, als erwarte er einen Scherz, dann das Glas hob und einen Schluck Wein mit Behaglichkeit schlürfte. Den Mund an das Ohr das Nachbars neigend, flüsterte der Notar: „Sie haben mir gesagt, daß sie anfangen wollten, da der Frieden gesichert bleibt, allmählich bei den jetzigen unklaren Vorgängen im Fürstenthume ihre kleinen Kapitalien aus der Staatsanleihe zurückzuziehen und auf festem Grund und Boden anzulegen; der Ackerbauer Scheele im Dorfe Sehnde will das ehemalige Deichstedt'sche Domanial-Vorwerk kaufen und sucht eine erste Hypothek auf Johanni. Sie sehen sich Pfingsten das Areal mit mir an, hm?"

Der Kaufherr, welcher sein Glas unter heimlichem Horchen an den Lippen behalten und die Weinblume in die Nase gezogen hatte, setzte es jetzt nieder, wischte sich mit seidenem Taschentuche den Mund und sprach: „Das läßt sich hören; wollen sehen."

Schnell kehrte sich der Notar zu dem Schuldirector, der mit dem Syndicus ein Privatgespräch über urweltliche Ammoniten angefangen hatte, und fuhr laut fort: „Auch für Sie, mein Lieber, hat die Gegend um Deichstedt ein nützliches Moment; als Historiker und Archäologen, der schon auf der Universität, wie ich weiß, für einen alten Pfennig, welcher in der Hohnfelder Ruine gefunden war, einem Bauerjungen fünf Groschen gab, wird es Sie als Neuigkeit interessiren, daß, wie mir heute im Gerichte ein Wirth aus der Nachbarschaft von Deichstedt erzählte, der Müller bei Umlegung seines Oberwassers auf einige, in der Erde vergrabene thönere Gefäße gestoßen sei, die mit verschiedenen uralten Gold- und Silbermünzen, eisernen Ringen und Werkzeugen gefüllt waren. Der Mann will diesen Fund gern zu courantem Gelde machen, und da er nicht weiß, wie, so ließ er mich durch den Wirth fragen. Ich konnte ihm nur als Jurist den Rath ertheilen, zuvörderst das Eigenthumsrecht durch Nachweis des Fundes auf seinem Erblande zu liefern."

Der Schuldirector hatte schon bei der ersten Er-

wähnung des archäologischen Fundes mit großer Spannung zugehört und bei dem Worte „Münzen" eifrig gefragt: „römische oder altdeutsche?" Da der Notar sich nicht unterbrechen ließ, so wiederholte der Schuldirector seine Frage.

„Das weiß ich nicht," erwiderte der Notar lächelnd, „aber ich denke, daß Sie die Sachen einmal ansehen."

„Am liebsten morgen schon, es könnte ein Anderer mir zuvorkommen."

„Fürchten Sie das nicht; wir haben unser diesjähriges, frühes Pfingstfest ja schon in zehn Tagen und nöthigenfalls schreiben Sie an den Müller, der ohnehin zu meiner Klientschaft gehört. Also auch unser Director stimmt für die Lustparthie nach dem Deichstedter Gebirge. Nun aber, Freunde, damit ich als Jurist nicht das Handwerk verleugne und uneigennützig erscheine, so will ich bekennen, daß ich jedenfalls binnen der nächsten vierzehn Tage nach dem Dorfe Deichstedt fahren müßte, wo ich einen Ehecontract aufsetzen, aber mich persönlich von den vorhandenen Eigenthümern überzeugen muß; ein Geschäft, welches etwa eine Stunde in Anspruch nimmt, die ich mich von der Gesellschaft absentiren würde. Also, abgemacht?" Er ergriff das Glas und sah im Kreise umher. „Wir schlagen dem Gesammtvorstande zur

Vertilgung der erübrigten Ducaten die Familienfahrt nach Deichstedt vor, abgemacht.“ Er hob das Glas; die Anderen stießen mit ihm klingend an und sprachen: „Abgemacht!“

Der Kaufherr, welcher sein Glas am längsten vor dem Munde gehalten hatte, weil er es liebte, seine gewohnten, feinen Weine mit halbverschlossenen Augen langsam zu schlürfen und die Blume einzusaugen, riß plötzlich die Augen auf, setzte das Glas nieder und sagte, den Notar anblickend: „Potz, was ist denn das für eine weiße Dame oder verwunschene Prinzessin, die auf dem Schlosse zu Deichstedt gefangen sitzt? Die könnte man ja bei der Gelegenheit auch einmal sehen, es wird so viel davon geflüstert.“

Der Schuldirector machte eine abwehrende, verächtliche Bewegung; der Notar schmunzelte, zog den Mund spitz und legte den Zeigefinger mit dem dicken Siegelringe darauf. „Pst!“ begann er dann, „das ist eine delikate Hausangelegenheit des Grafen Rottorff; die verwunschene Prinzessin scheint dort in der Burgeinsamkeit den Nießbrauch früherer guter Dienste zu genießen oder, wie wir Juristen sagen, auf Leibzucht zu sitzen.“

„Was ist denn das für ein Weibsbild?“ fragte der etwas plumpe Syndicus, mit einer so gleichgültigen Miene, als sei sie versteinert.“

„Seit der neuen Ordnung der Dinge hier in Severn,“ nahm der Notar mit gedämpfterer Stimme das Wort, obgleich er nicht nöthig hatte, die Ohren der entfernteren, weniger gewordenen Gäste zu fürchten, „wird man wohl die Burgfee auf Deichstedt mit Stillschweigen übersehen müssen, denn ich glaube mich nicht zu irren, daß wir den Grafen Rottorff einstweilen als den Eroberer und neuen Usurpator unseres Fürstenthums anzusehen haben; und regierende Herren können nicht nur als oberster Bischof der Landeskirche mehre Frauen zu gleicher Zeit haben, sondern auch die langweilig gewordenen einkerkern, umbringen, oder, wie es hier der Fall ist, auf einem ihrer Güter durch klösterliches Wohlleben mit der Welt und dem Herzen abfinden.“

Die schelmische Miene und Sprache des Notars veranlaßte den Kaufherrn zu der Aeußerung: „Ich habe im Ernst gefragt; Sie sind ja in der Gegend dort gut bewandert. Wer ist denn die Dame auf dem Schlosse? Ich fragte vor einem halben Jahre einmal den alten Hofnarren Lübsen darum, als er von mir Geld borgen wollte, aber er sah mich verwundert an, warf den Kopf auf und sagte mit lächelnder Zuversicht: „„Possen, der Verwalter auf Deichstedt soll eine hübsche Schwester bei sich haben.““

„Und doch hege ich meine stillen Gedanken dar-

über," sagte der Schuldirector; „im Grunde liegen mir alle solche Frivolitäten sehr fern, wenn man nicht mit Gewalt darauf hingewiesen wird."

„Was wissen Sie denn davon?" fragte der neugieriger gewordene Kaufherr.

Der Notar schien sich das Wort nicht nehmen lassen zu wollen, bog sich mit dem Kopfe über den Tisch und flüsterte: „Das Burgfräulein auf Deichstedt ist die abgedankte Geliebte des Grafen."

„Die französische Schweizerin Deflory?" fragte der Stadtsyndicus; „die früher einmal als Dame hier in der Stadt lebte, ein Haus machte, vergebens Umgang suchte und spurlos wieder verschwand? Ich hatte ihr die Aufenthaltskarte nicht gleich ausstellen wollen, bekam aber Befehl vom Bürgermeister, der stets mit dem Grafen geliebäugelt hat."

Der Schuldirector nickte mit dem Kopfe und rieb sich die Hände in einem gewissen Unmuthe.

„Was wollen Sie sagen," fragte ihn der Kaufherr, welcher sich mit den Armen auf den Tisch gelegt hatte, erwartungsvoll von einem Gesichte in das andere sah und seine Neugier nicht mäßigen konnte. Der Schuldirector antwortete mit einer gewissen Selbstverleugnung: „Nichts!" Der Notar schmunzelte: „Unser klassischer Freund wäscht seine Hände in Unschuld, daß er sich mit schmutzigen Dingen hat befassen

müssen.“ Unwillkürlich hatten die vier Clubfreunde die Köpfe über dem Tische einander genähert. Der Director erwiderte:

„Man spricht nicht gern über anderer Leute schamhafte Stellen, aber so schmerzlich es für jeden Ehrenman sein muß, daß unsere Prinzen einen Hofmeister, wie den Hübner zuertheilt erhielten, so herzlich freue ich mich doch, diesen zweideutigen Mann aus meinem Lehrerpersonal los geworden zu sein.“

„Den Hübner? Bitte, reden Sie,“ ermunterte der Kaufherr, indem er dem Schuldirector auf die Hand klopfte.

„Und den Kerl hat die neue, vormundschaftliche Regierung vorgestern zum fürstlichen Rath befördert,“ sagte der derbe Stadtsyndicus. „Das geschieht nicht ohne besondere Verdienste um den allmächtigen Deus ex machina, den Grafen.“

Der Notar lächelte verschmitzt und schien erst die Anderen sich aussprechen lassen zu wollen, ehe er seine bessere Kenntniß der angeregten Sache preisgab.

„Ich erinnere mich,“ sprach der Kaufherr zum Schuldirector, „daß Sie vor Jahren einmal einen Conflict mit der Regierung oder eigentlich dem hochseligen Fürsten selbst hatten.“

„Ganz recht; ich weigerte mich, den Candidaten Hübner ohne philologische Prüfung an das Pauliner

kloster aufzunehmen; Heimburg selbst machte Schwierigkeiten, aber ein Machtspruch des Fürsten Friedrich, unmittelbar nach einer Jagd, wozu der Graf Rottorff als fürstlicher Oberjägermeister aus der königlichen Residenz eingetroffen war, befahl die Anstellung des Hübner. Mein Gefühl sagte mir, daß hier ein heimlicher, nicht ehrenhafter Dienst belohnt worden sei, und als damals die Deflory — —"

„Sie hat den Adel angenommen, lieber Freund," verbesserte der Notar schelmisch. „Sie müssen de Flory betonen, wie sie sich schreibt; — gräfliches Blut macht durch Berührung adlig."

Der Schuldirector fuhr nach kurzer Pause fort: „Als damals die fragliche Person nach Severn zog, war Hübner ihr einziger Umgang und ohne Zweifel auch ihr mandatirter Beschützer und Vertrauter."

„Vertrauter?" wiederholte der Kaufherr, „ei, so ist er wohl durch sie zu Etwas emporgekommen? Vielleicht hat sie auch mit dem Bürgermeister geliebäugelt, daß dieser die Aufenthaltskarte befahl."

„Freunde," begann jetzt der Notar, „ich will Euch nicht länger in Conjuncturen umherirren lassen; das Räthsel der Sphinx ist gar nicht so complicirt, wie Ihr voraussetzt. Es ist natürlich, daß die Leute in der Umgegend von Deichstedt sich auch um Dinge bekümmern, die jenseit der Landesgrenze, in Oberhaus

vorgehen. Die Deflory war französische Gouvernante, mußte, weil die Gräfin das Verhältniß ihres Gemahls ziemlich spät erfuhr, plötzlich das Gut verlassen und der Graf schickte sie auf seine Kosten nach Severn, um sie von Oberhaus und Deichstedt aus in wenigen Stunden erreichen zu können; daraus erklärt sich der damalige häufige Besuch bei hiesigem Hofe."

„Hat sie vielleicht ein gräfliches Pfand, welches ihr Verhältniß zum Grafen befestigt?" fragte der Kaufherr.

Der Notar blickte mit schelmischer Miene seinen Nachbar an und flüsterte: „Solche Sirenen sind in der Regel mit einer Eigenschaft von der Natur gesegnet, welche eine ehrsame Gattin als Mangel an Segen beklagen würde. Doch weiter! Der Hauslehrer war ohne Zweifel ein Eingeweihter und dienstbarer Gehülfe des Verhältnisses, den der Graf klüglicher Weise sich aufgespart hatte, im Nothfalle die schöne Schweizerin zu heirathen; deßhalb die Anstellung in Severn am Pauliner Kloster, die fürstliche Gnade der Anstellung bei der alten Rumpel- oder sogenannten Kunstkammer auf dem Boden des Gymnasiums; es scheint aber, daß entweder die Deflory den Lehrer verschmäht und höhere Ansprüche an den Grafen gemacht hat, oder, was noch wahrscheinlicher ist, daß dieser in seiner Leidenschaft zu dem schönen, buhlerischen

Weibe festgehalten und angereizt worden ist, und daß er ihr vielleicht früher Hoffnungen erregt und Versprechungen gegeben hat, die ihn an der Ehre binden, denn nach dem Tode der Gräfin verschwand die Deflory aus unserer Stadt, entweder auf eigenen Entschluß oder auf Wunsch des Grafen, und ich weiß, daß sie direct nach der Königsstadt abgereist ist, dann aber, als der Graf den Sommer darauf auf Oberhaus zubrachte, plötzlich im Schlosse zu Deichstedt auftauchte und hier die häufigen Besuche des Grafen empfing. Seit der Zeit ist sie auf Deichstedt geblieben und sie scheint sich dieses Gut als lebenslängliche Leibrente ausbedungen zu haben, falls die Leidenschaft verraucht sein sollte, was mir bereits eingetreten zu sein scheint, da der Graf gegen Ende des Winters einige Male auf Oberhaus eingetroffen war, ohne Zweifel, um mit seinen Parteigenossen aus Severn zu conferiren, und die Freundin auf dem nahen Deichstedt nicht besucht hat."

„Um diese Zeit," bemerkte der Schuldirector, „nahm Hübner auf zwei Tage Urlaub."

„Da wird wohl seine Ernennung zum Prinzeninformator besprochen und fertig gemacht sein," setzte der Notar hinzu.

Der Kaufherr richtete sich aus seiner horchenden Lage vom Tische wieder auf, that einen tiefen Athem-

zug, blickte sinnend über den Rathsmarkt, der bereits dämmeriger geworden war, da die Sonne hinter der Kirche sank, und seufzte: „Potz! Was doch Alles im großen Drama heimlich mitspielte!“ Er wollte, dem Tone nach zu urtheilen, noch mehr sagen, vergaß und beschloß aber plötzlich seine Rede und richtete die Augen fest auf eine männliche Gestalt, welche eben aus der Mündung einer Straße hervorgetreten war und mit gemessenen, ruhig sicheren Schritten mitten über den Platz ging. Es war ein großer, schlanker Herr, den Kopf mehr aus natürlicher Gewohnheit, als im Selbstgefühle hochtragend, und in der ganzen Erscheinung einen mit Gedanken beschäftigten, vornehmen Mann und Büreaukraten verrathend, der über die ersten funfzig Jahre des Lebens hinaus war. Sein Gesicht war ernst, bleich, aber in der ovalen Form von edler Bildung; das griechische Profil der Nase und Stirn deutete Intelligenz, das des Mundes und Kinns Klugheit und Entschlossenheit an. Nur am schmalen, kurzen Backenbartstreifen hätte man das im ersten Ergrauen begriffene, schwarze Haar erkennen können. Ein Paar ruhige, fest blickende, dunkle Augen lagen etwas tief unter den edel gewölbten, mit starken Brauen bedeckten Stirnbögen. Er trug einen schwarzen Cylinderhut, einen langen, braunen Rock und die eine Hand hinter sich gelegt.

„Potz!“ begann der Kaufherr, „ist das nicht unser bisheriger Oberregierungsrath, der von seinem Posten verdrängte Herr von Heimburg?“

Die Augen der Anderen richteten sich schnell dahin; der Notar rückte seine Brille höher und sah dem, in einiger Entfernung gegen die andere Straßenmündung sich wendenden Vorübergehenden mit einer ernsteren Miene nach.

„Ungebeugt, wie eine Eiche, geht er dahin,“ meinte der Syndicus.

„Entschlossen, wie immer,“ setzte der Schuldirector hinzu.

„Man hat ihm Stolz und Hypochondrie vorgeworfen,“ sagte der Kaufherr; „er hat fast gar keinen Umgang gesucht, ist immer auf Hof und Büreau beschränkt geblieben.“

„Kennt aber Land und Leute und was ihnen Noth thut, besser, als alle Anderen im Fürstenthume,“ verbesserte der Syndicus. „Was die Menschen für Stolz halten, ist seine natürliche, unbewußte Erscheinung, seine vorsichtige Abgeschlossenheit gegen die ihn umlauernden Einflüsse und Ansprüche gewisser landesfeindlicher Tendenzen; seine scheinbar kalte Ruhe ist nur der Ausdruck seiner Ueberzeugung und des Grolls gegen die Schicksale seiner ersten Jugend und die

Feinde seiner langjährigen Vertrauensstellung zum hochseligen Fürsten."

Der Notar hatte dem Vorübergehenden, die Hand an der Brille, so lange nachgesehen, bis derselbe an der Straßenecke verschwunden war. Jetzt nahm er die Brille ab, putzte die Gläser mit seinem rothseidenen Taschentuche, als ob er die stärkere Anspannung der Augen der Gläsertrübung zuschreibe, und sprach: „Daß dieser Mann hat weichen müssen, das wird uns theuer zu stehen kommen; — freilich, wo ein Graf Rottorff die Oberhand gewinnt, da kann er einen Heimburg nicht dulden. Das sind Welfen und Ghibellinen."

„Also Sie glauben, daß der Wechsel der Personen auf der ersten Stelle unserer Landesregierung persönliche Ursachen habe?" fragte der Schuldirector, der sich um Politik nicht kümmerte und in seiner klassischen und archäologischen Welt die Ereignisse der Gegenwart mit einer gewissen Harmlosigkeit des Gelehrten an sich kommen ließ.

„Persönliche und politische; beide Hand in Hand," versetzte der Notar, welcher eben seine Brille wieder aufgesetzt und den schelmisch-listigen Ausdruck des Mundes und der Augen wieder erhalten hatte. „Das persönliche Motiv hat den Hebel für das politische unterstützt; die Entsetzung des Herrn von Heimburg ist eine Antwort des Grafen Rottorff auf die vor länger als

dreißig Jahren gethane Frage des Ersteren: Wo blieb mein Vater?"

Der Kaufmann stutzte, der Director schien sich zu besinnen, der Syndicus sagte ungläubig: „Sie trauen dem Grafen ein gutes Gedächtniß zu."

„Das haben Charaktere, wie Rottorff, wo es sich um die Ehre ihres empfindlichen Ahnenblutes handelt," fuhr der Notar fort. „Sie, lieber Director, müssen noch aus unserer Studentenzeit sich erinnern, daß zwischen Heimburg und dem Grafen damals ein Duell in Aussicht stand, welches der selige Fürst, als Erbprinz und Freund des Heimburg, beizulegen, oder eigentlich nur zu verlängern wußte. Dieses Duell ist mit heimlichen, unsichtbaren Waffen dreißig Jahre lang durchgekämpft und endlich jetzt, wo Heimburg seinen Fürsten nicht mehr hinter sich hatte, empfing er von seinem Gegner den vernichtenden Streich."

„Es war auch eine seltsam geheimnißvolle Geschichte mit dem Vater des Herrn von Heimburg," meinte der Kaufherr. „Ich hörte damals meinen Vater davon reden."

„Ein Roman," verbesserte der Notar; „das Geheimnißvolle erweckt stets Phantasiebilder, die das Volk für Wirklichkeit ausgiebt, weil ihm diese nichts Romantisches darbietet. Vor funfzig Jahren, wo die Fabel spielt, gab es keine Mord-Ritter des Mittel-

alters, keine Burgverließe und Faustrechte mehr; ich begreife nicht, wie der so verstandesscharfe Herr von Heimburg an eine verbrecherische That der Rottorff an seinem Familienstamme glauben kann und daraus schon als Jüngling den tödtlichen Groll eines Orestes oder Hamlet in sich nährt; ich erkläre es mir aus dem Umstande, daß das fragliche Geheimniß die erste Jugendwelt des Kindes tief erschüttert, der Phantasie einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen und der folgende Verlust des Vermögens und Stammgutes einen Groll erzeugt hat, welcher im reiferen Manne zur fixen Idee sich gestaltete. Auch mag ein Grad von Ehrgeiz diese Idee eigensinnig festgehalten haben. Der rasche Güterverfall nach dem Verschwinden des Vaters erklärt mir Alles. Der Herr Papa hat schlecht gewirthschaftet, das Gut schon mit stillen Schulden seiner Erblasser übernommen, die Unhaltbarkeit erkannt und sich heimlich aus dem Staube gemacht. Ist es nun nicht möglich, daß der Herr von Heimburg die Schmach an der Ehre seines eigenen Vaters nicht denken mag und durch die fixe Idee eines Verbrechens des damaligen Rottorff zu ersticken bemüht war? Die gerichtlichen Recherchen haben damals nichts ergeben, und ein funfzigjähriger Gedanke setzt sich auch im Gehirn eines sonst klaren und besonnenen Mannes fest."

Aber die Gemahlin des früheren Rottorff soll gleich nach dem Ereignisse lange Zeit als Verbannte auf dem damals durch Erbschaft erworbenen Deichstedt gelebt haben," warf der Kaufherr ein.

„Was will das sagen? Ehezwist ist immer möglich; man weiß nur, daß des jetzigen Grafen Mutter eine sehr üppige, aber nicht, daß sie eine ungetreue Frau gewesen ist."

„Mich wundert," meinte der Kaufherr, „daß Herr von Heimburg hier ruhig in der Stadt bleibt, vor den Augen des Mannes, der seine Stelle gewaltsam eingenommen hat; mir wäre es nicht möglich, an einem Orte zu bleiben, wo ich ein halbes Leben hindurch der Herrscher gewesen, und jetzt plötzlich der einflußloseste, gekränkte und verfolgte Privatmann geworden wäre."

„Lieber Freund," erwiderte der Notar, „wenn Sie glauben, daß Heimburg sich hier ruhig verhielte, so haben Sie sich eben in seiner scheinbaren, äußeren Ruhe getäuscht und seinem Charakter nichts beigemessen. Ich habe ihm vorhin mit einer stillen Achtung nachgesehen; er glich einer mit Blitzstoff geladenen, unscheinbar vorüberziehenden Gewitterwolke, die nur auf ihre Schlagfertigkeit wartet. Und er ist ein viel zu guter Jurist, um nicht zu wissen, daß er, um seinen Gegnern beizukommen, mitten in ihrem Lager bleiben, still

beobachten und nicht das Feld um einen Finger breit freiwillig räumen muß. Er ist mit Protest von der Regierung und Prinzen-Gouverneurstelle abgetreten und führt jetzt als Testamentsmandatar des hochseligen Fürsten einen Prozeß gegen die Obervormundschaft bei der Bundesbehörde, den er durch alle Instanzen durchführen wird, so weit ich seine Zähigkeit kenne."

„Das Fürstenthum verliert viel an ihm," sprach der Stadtsyndicus; „wie glücklich hat er seit der Zeit seiner Wirksamkeit die Finanzen des Landes gebessert, Forst- und Bergbau gehoben, die streitigen Communal- und Grenzfragen, womit die königliche Nachbarregierung uns fortwährend plagte, zu unserem Vortheile rechtsmäßig geordnet — —"

„Wodurch er längst mißliebig bei der königlichen Nachbarregierung geworden war," fiel der Notar ein. „Heimburg ist ein ausgezeichneter Rechner, ein guter Kameralist und Nationalökonom und wenn er das Gut seines Vaters behalten hätte, so würde er es, dessen bin ich gewiß, heute schuldenfrei gemacht haben und ein Gutsbesitzer sein, der es mit dem Rottorffer Nachbar aufnehmen könnte, denn, so weit ich in die Situation des Rittergutes Deichstedt blicken kann, scheint mir nicht Alles Gold zu sein, was glänzt, und wenn es auf Rottorff besser aussähe, würde von dort her auch Lebenskraft nach Deichstedt fließen."

„Das mag den Heimburg auch wohl etwas hypochondrisch machen," sagte der Kaufherr. „Aber hat er sich denn in seiner langjährigen Stellung nicht Vermögen erworben? Wer ein Fürstenthum regiert, weiß doch, wo das Geld liegt."

„Nicht einen Pfennig," unterbrach der Notar; „er ist eine streng ehrliche Natur; ich bin überzeugt, daß er außer seinem mäßigen Gehalte und seiner jetzigen, sehr dürftigen Pension Nichts für sich gewonnen hat. Sein Prozeß gegen die Obervormundschaft kostet aber Geld und ich denke mir, daß er sich mehr durch diesen Beweggrund, als durch eine Herzensneigung bestimmen lassen mag, sich noch als Mann von reiferem Alter zu verheirathen."

„Die Frau von Mingerode etwa?" fragte der Syndicus; „jedenfalls verkehrt er viel mit dieser Dame."

„Wenn Sie kein unverbesserlicher Hagestolz wären," fiel der Notar mit seiner schelmischen Ueberlegenheit ein, „so würden Sie sagen: schöne, liebenswürdige Dame; ich gönne dem Heimburg diesen Preis für die erlittene Kränkung. Und erwirbt er mit dieser steinreichen Wittwe, die, trotz ihrer ländlichen Zurückgezogenheit, viele Bewerber hat, das fette Rittergut Mingen und etwa eine Million dazu, so wird er das Gut zu einer Goldquelle machen und als bedeutendster

Grundherr des Fürstenthums kein müssiger Zuschauer der Staatswirthschaft seiner Feinde bleiben. Geld ist Macht."

„Halten Sie wirklich die Frau für so reich?" fragte der Kaufherr. „Ich weiß wohl, daß das im äußersten, aber fruchtbarsten Winkel liegende Mingen eine Perle unter den Gütern des Landes ist, aber es war auch im Kriege stark mitgenommen."

„Darüber ist schon mehre Jahre Gras gewachsen," versetzte der Notar; „ich weiß durch meine juristischen Connexionen, daß der Güterverkauf am Rhein, an den Fürsten von Somar, der guten Dame über acht mal hunderttausend Thälerchen eingebracht hat. Als sie vor einem halben Jahre nach Mingen zog, übertrug sie Heimburg die Ordnung ihrer Finanzen und die Einrichtung einer guten Gutsverwaltung, und das wird er ihr meisterhaft und lohnenswerth ausgerichtet haben."

„Hm, daß der Major so reich war!"

„Reich war er durch Mingen," fuhr der Notar fort, „aber sagen Sie lieber, daß er eine so reiche Frau erwerben konnte, obenein als eifriger Katholik eine so köstliche Protestantin! Die rheinischen Besitzthümer fielen ihr erst während der Ehe als Erbtheil zu."

„Ich sah sie vergangenen Winter im Theater mit dem Oberregierungsrathe, und der alte Hofnarr Lübsen

wendete kein Auge von ihr ab. Sie hatte ein junges, blühendes Mädchen von anscheinend zwölf Jahren bei sich — etwa ihre Tochter?“

„Das einzige Kind,“ erwiderte der Notar auf diese Aeußerung des Kaufherrn. „Die Baronin muß etwa dreißig Jahre alt sein, erscheint aber wie eine Jungfrau. Sie soll früher am Rhein sehr üppig gelebt haben, sehr lebenslustig gewesen sein und erst nach dem plötzlichen Tode ihres Mannes in der Schlacht bei Leipzig die beschauliche Einsamkeit vorgezogen haben. Man sagt, daß die katholischen Geistlichen am Rhein ihrem Gemüthe in der Trauerzeit stark zugesetzt haben, daß sie die, im katholischen Glauben des Vaters erzogene Tochter der Vormundschaft einer protestantischen Mutter hätten entziehen und diese selbst zum Religionswechsel überreden wollen. Die Frau soll eine Zeit lang schwankend, im Gemüthe unklar geworden, dann aber wieder zu sich selbst gekommen sein, die rheinischen Besitzungen mit aus diesem Grunde verkauft und das Stammgut ihres Gemahls zum Asyl gewählt haben. Heimburg wird durch seinen klaren Verstand das Gemüthsleben der Frau wohl vollends aufgeklärt haben.“

„Wie wurde Herr von Heimburg mit ihr bekannt?“ fragte der Syndicus.

„Er war schon früher mit dem Major befreundet. Vor vielen Jahren entspann sich ein Rechtsstreit über

ein Allodial des Gutes, das die fürstliche Domainenkammer immer als ein rückfälliges Lehen betrachtet hatte. Der Zeitpunkt war, glaube ich, abgelaufen und Heimburg wollte Ansprüche im Namen des Fürsten erheben. Hier zeigte sich die Unparteilichkeit und Gerechtigkeitsliebe des Heimburg in einem brillanten Lichte; er arbeitete die alten Akten durch, prüfte genau und entschied gegen die Domainenkammer, gegen sich selbst."

„Seltsam — diese Gerechtigkeit soll ihm nun nach Jahren dadurch belohnt werden, daß die Ereignisse ihn zum Mitbesitzer des Gutes und des Allodials machen. Wie werden sich seine Feinde über diese Heirath ärgern."

„Nun, nun, diese Heirath ist nur eine Conjunctur in den Köpfen der Leute, die sich dafür interessirt haben," verbesserte der Notar.

„Was halten Sie denn von der Zukunft unseres Landes?" fragte der Kaufherr.

Der Notar zog Schultern und Augenbrauen in die Höhe, spähete umher, ob auch kein fremdes Ohr horchen könne, und sprach flüsternd: „Meine Meinung, die nicht allein steht, ist die, daß man uns verschlucken will; es ist ein fetter Bissen, das Fürstenthum."

„Verschlucken?" wiederholte der Syndicus in die Höhe fahrend. „Oho, da wird es viele unverdauliche

Elemente geben, die dem Verschlinger den Magen verderben könnten!“

Der Kaufherr starrte den Notar an, welcher beschwichtigende Geberden der Mäßigung gegen den Syndicus machte; der Schuldirector schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Was sollen wir machen?“ fragte der Notar; „Gewalt geht in höheren Regionen für Recht. Das Corpus juris der Diplomatie ist überhaupt nur der Ausdruck eines in seinen Rechtssätzen sehr veränderlichen Eigennutzes.“

„Oho; wir haben doch noch zwei Prinzen, die Erbrechte beanspruchen, die man doch nicht lebendig begraben kann,“ fiel der Stadtsyndicus ein.

„Ja, und Unterthanen lassen sich nicht verhandeln, wie Waare,“ setzte der Kaufherr hinzu.

„Ach!“ seufzte der Schuldirector, „ich sehe nur schwarze Gestalten vor mir; es sagt mir mein pädagogisches, entrüstetes Bewußtsein, daß man die Prinzen durch einen Informator, wie den zweideutigen Hübner und einen Gouverneur, wie den alten geckenhaften, in allen Unsittlichkeiten ergrauten Oberst, nicht erziehen, sondern verderben will.“

„Vorgestern sind sie von hier abgereist, ganz in der Stille,“ sagte der Syndicus: „die bedauernswerthen

jungen Leute; sie werden wohl ihr Fürstenthum nicht als Erben wiedersehen."

„Wenn sich keine mitleidige Wölfin findet, so sind Romulus und Remus in Gefahr," seufzte der Schulklassiker vor sich hin.

Der Notar, welcher mit seiner natürlichen Heiterkeit die Umsitzenden hatte ausreden lassen, den Rest seines Weines in das Glas geschenkt und nach der Taschenuhr gesehen hatte, knöpfte sich jetzt den Rock zu und sagte: „Lieben Freunde, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen auf die beiden vorgebrachten Punkte eine zwar unmaßgebliche, aber doch praktische Antwort gebe. Ad Eins die Prinzen, ad Zwei die Unterthanen und das Land. Was die Prinzen betrifft, so hat das Erziehungssystem derselben nach Heimburg's Sturze genug historische Vorbilder, um noch der Erfindung eines neuen Regulativs zu bedürfen, das im Stande wäre, kräftige Naturen hektisch, klare Köpfe verwirrt, moralische Gemüther blasirt und Willen, Energie, Tradition und Blutsrechte todt zu machen, oder mit anderen Worten: um fürstliche Thron- und Landeserben zu mediatisiren."

„Was?" rief der Syndicus so laut, das der Notar „Pst! Pst!" entgegensetzte und bestätigend mit dem Kopfe nickte. „Das werden die Unterthanen nicht dulden!" sagte der Syndicus.

„Ja, das muß nur erst zur Kenntniß des Landes gelangen. Das ganze Volk wird hinter Heimburg stehen und ihn zu seinem Anwalte machen!“ sprach der Kaufherr.

„Um mit der Ruthe auf das Wasser zu schlagen,“ erwiderte der Notar. „Hören Sie weiter, ad 2. die Unterthanen. Wir dürfen die Stimmung der großen Menge nicht nach unserer traditionell-fürstlichen Stimmung taxiren. Sie wissen, daß unser „Dukaten-Club,“ wie das Volk uns nennt, das Bild unseres Fürsten nicht nur auf seinen Dukaten, sondern auch in unserem Versammlungslokale verehrt; mit einem Worte, wir sind gut fürstlich gesinnt, so gut wie Herr von Heimburg. Aber es giebt auch andere Stimmen im Lande, die blindlings einer möglichen Annexion das Wort reden. Abgesehen von den Einheitsmännern, den demokratischen Patrioten, welche, durch Aufgehen der kleinen Staaten in die größeren, allmählig ein einiges, gemeinsames, durch keine kleine, dynastische Particularinteressen zerrissenes und geschwächtes Vaterland anstreben und, in böser Erinnerung an den Rheinbund, jede Gelegenheit begrüßen, die ein Ländchen auf der Karte Deutschlands seiner besonderen Grenzen berauben könnte, abgesehen von diesen Einheitspolitikern, für die sich ebensoviel Gründe pro wie contra aufführen lassen, sind die eigentlichen Gewerbetreibenden,

die Mittelbürger und Handwerker und auch die größeren Fabrikanten immer geneigt, einem Lande anzugehören, welches die weitesten Grenzen hat. Es liegt in den Verhältnissen, daß kleine Wirthschaften, mögen sie Haus- oder Staatswirthschaft sein, verhältnißmäßig immer theurer zu stehen kommen, als große; ein kleines Fürstenthum kostet mehr zu erhalten, als die ganz ähnliche Provinz eines ausgedehnteren Landes. Was diese zum Beispiel für das Hof- und Verwaltungsbudget beizusteuern hat, erreicht nicht die Hälfte derjenigen Summe, welche eine eigene Hofhaltung und ein eigenes Beamtenpersonal mit höchsten Centralbehörden in Anspruch nimmt. Daher kommt es auch, daß wir mehr und verhältnißmäßig höhere Abgaben haben als in einem großen Königreiche. Unser neuer Ministerialrath, Herr von Bock, hat deßhalb die Situation und den Egoismus der fürstlichen Unterthanen, namentlich bürgerlichen Residenzbewohner, richtig begriffen, daß er in seinem Antritts-Publicandum den Gewerben einen größeren Schutz, den Steuerpflichtigen eine Ermäßigung der Abgaben, den Consumenten die Aufhebung der Accise, den Fabrikanten und Handeltreibenden eine Erleichterung der Grenzzölle u. s. w. versprach; die Beamten sind kirre gemacht, daß sie höhere Gehalte beziehen würden, wenn die königliche Regierung die Verwaltung gewissermaßen in einst-

weilige Pacht nähme, die städtischen Handwerker, die am hiesigen Hofe nichts verdienten, sehen durch die neue Einrichtung einen Hebel des Verkehrs in Bewegung gesetzt werden; warten wir ab, Freunde, Sie sollen in kurzer Zeit gewahr werden, daß unser Forst-, Berg-, Post-, Steuer- und Militairwesen in Form einer Convention, die Herr von Bock aus Ersparungsgründen mit der königlichen Nachbarregierung abschließt, in die Verwaltung der letzteren übergeht."

„Aber die anderen Bundesfürsten, die Großmächte, werden die eine solche Vergrößerung einer Macht, eine Eroberung mitten im Frieden, gestatten?" fragte der Syndicus.

Der Notar sah sehr listig durch die Brille auf den Frager. „Lieber Stadtsyndicus," antwortete er, „in der Welt giebt es besondere Abfindungen, Rechtstitel und Ergänzungen; was wollten Sie zum Exempel dagegen einwenden, wenn ich mein Hab und Gut dem Grafen Rottorff schenkte?"

„Hier ist nicht von Schenkung, sondern von Ansichreißen die Rede; unser Erbprinz ist nicht volljährig, um Land und Leute verschenken zu können, auch hat er einen Bruder."

„Begreifen Sie doch, Bester; die Prinzen werden ja von Lübsen und Hübner erzogen."

Der Schuldirector sprang auf, knöpfte sich den

Rock fest zu und schritt unruhig mit wehmüthiger Miene um den Tisch.

Der Notar fuhr fort: „Der Kern des in unser Nest gelegten Kuckuckseies wird sich binnen zwei Monaten enthüllen; dann ist unser Erbprinz Waldemar 19 Jahre alt und nach Severn'schen Hausgesetzen volljährig, mithin der Vormundschaft entwachsen und regierungsfähig. Ich wette Alles gegen Eins, daß zur angedeuteten Zeit sich nichts ereignen wird, daß der Prinz unter Vormundschaft bleibt. Das ist denn doch ein Zeichen, welches auch der Kurzsichtigste sehen muß. Als Jurist bin ich nur sehr gespannt, welche Schritte Herr von Heimburg ergreifen wird, um das Hausgesetz aufrecht zu erhalten."

Ein Aufwärter des Rathskellerpächters erschien in dem abgegitterten Theile der Steinlauben mit einem brennenden Windlichte in der Hand und setzte es auf den Tisch.

„Potz!" rief der Kaufherr, „so spät ist es schon geworden; meine Familie wird mich längst erwarten."

„Gehen wir," sagte der Schuldirector, „es ist ohnehin kühl geworden."

„Nimm das Licht nur wieder mit," sprach der Notar zum Aufwärter, „wir wollen uns hier nicht als späte Zecher illuminiren lassen und sind im Begriffe

zu gehen.“ Dann nahm er sein Glas und fuhr gegen die Freunde gekehrt fort: „Also, der Zweck unserer Conferenz ist erfüllt; wir bringen den einstimmigen Antrag vor den Gesammtvorstand unseres Clubs, daß wir den Rest der ersparten Dukaten zu einer Familienfahrt nach dem Deichstedter Gebirge verwenden? Abgemacht; stoßen wir darauf noch einmal an.“

Man ließ die Gläser erklingen, schlürfte den Rest des Weines aus und verließ den Tisch. Die vier Clubfreunde gingen im Gespräche bis auf die Mitte des Rathsmarktes; hier blieben sie stehen, denn Jeder mußte seine besondere Straße einschlagen. „Nun,“ sagte der Notar beim Handgeben, „ich entlasse Sie mit den Worten, womit ich unsere Tafellogen aufhebe, gehen Sie freudig heim, meine Brüder, und erfreuen Sie die Ihrigen durch Ihre Gegenwart.“

Sie schieden.

Viertes Kapitel.

Fräulein und Zofe.

Als vor einigen Tagen der Oberst von Lübsen an der Tafel des Grafen Rottorff gespeiset hatte, hier der Tochter desselben vorgestellt, ein sehr galanter Schwätzer gewesen und dann fortgegangen war, um dem Wunsche des Grafen gemäß noch am Abend nach Severn zurückzureisen, hatte sich Fräulein Juliane mit dem Gefühle des Widerwillens gegen den alten Stutzer noch einige Zeit mit dem Gedanken beschäftigt, was ihren Vater veranlaßt haben könne, diesen Mann an die engere Familientafel zu ziehen und mit ihm in vertraulicher Weise zu verkehren. Obgleich Juliane zuletzt vor zwei Jahren, als der Fürst noch lebte, mit ihrem Vater und Bruder, von Oberhaus aus, einige Zeit nach dem Tode der Mutter, in Severn gewesen, und hier, freilich noch im eben begonnenen siebenzehnten

Lebensjahre, mit den Kreisen der Hofaristokratie in Berührung gekommen war, so hatte sie zwar den Obersten gesehen, aber niemals bemerkt, daß er zu ihrem Vater in irgend ein anderes Verhältniß, als das der Etikette getreten war, und sie hatte sogar gehört, daß der Vater sich gegen einen anderen Herrn spöttisch über den fürstlichen Adjutanten ausgelassen hatte. Juliane war damals, nach dem Tode der Mutter, überhaupt in einer Stimmung gewesen, die ihr die Reden und Handlungen ihres Vaters ziemlich gleichgültig erscheinen ließ, denn in ihrer Erinnerung tönten die letzten Worte der sterbenden Mutter nach, die den Vater heftig anklagten, und sie sah noch immer die empörenden Zeilen der ehemaligen Gouvernante vor Augen, die sie in dem Briefe gelesen hatte, der am Boden vor dem Schreibtische des Vaters in ihre Hände gelangt und die Quelle eines tiefen, verächtlichen Gefühls gegen den Mann geworden war, den sie als Kind achten oder gar lieben sollte, und gegen die Buhlerin, welche nicht allein die Ehre der Mutter gekränkt, sondern auch das Versprechen erfüllt forderte, vor der Welt an die Stelle und Rechte der Mutter zu treten. Diese Vorstellung durchschauderte sie und entfremdete sie im Herzen auf immer von dem Vater, da sie an dessen Ehre zweifelte, aber dies innere Ereigniß hatte ihren Charakter gezeitigt und die auf sich

selbst gewiesene Seelenkraft gestärkt; sie war entschieden und fest in ihren Gefühlen geworden. Die Zeit sowohl wie ihre Stellung als herangewachsene Tochter eines vornehmen, bei Hofe einflußreichen Grafen erlaubten ihr nicht, die still grollende Kälte gegen den Vater aufrecht zu erhalten; die gute Form des aristokratischen Etikettelebens, worin auch sie erzogen war, forderte von ihr die Pflichten des Anstandes und der höheren Gesellschaft; sie empfing die Einladungen der Aristokratie und des Hofes zu den Fêten und Bällen, welche namentlich im verwichenen Winter stattgefunden hatten, und wo sie ihren Vater mit besonderer Achtung ausgezeichnet sah; sie war charakterfest genug, ihre Stellung auszufüllen, und der Welt zu verbergen, wie ihr sittliches Gefühl in einen unversöhnlichen Zwiespalt mit der äußeren Ehre ihres Vaters gerathen war. Hierdurch trat aber nach und nach auch zwischen Vater und Tochter ein äußerlich besseres Verhältniß ein; der Vater war stolz auf die Schönheit seiner Tochter, geschmeichelt und befriedigt von den Huldigungen, die ihr von den ausgezeichnetsten Cavalieren dargebracht wurden, wenn auch oft heimlich verstimmt über die kalte Ruhe ihres Herzens. Er glaubte zwar die richtig gemuthmaßte Ursache der Verschlossenheit seiner Tochter gegen ihn, mit dem allmähligen Wiederbeginn eines besseren Verkehres, in der Seele Julianens vergessen

oder überwachsen, aber er hatte sich zu wenig bemühet, die innere Welt der Tochter kennen zu lernen, um zu wissen, daß das zerrissene Vertrauen zu dem Vater ihr Herz auch argwöhnisch gegen die Männer überhaupt gemacht hatte, da sie das Schicksal ihrer Mutter nicht selbst erleben wollte. Und wie es in solchen Seelenzuständen gewöhnlich der Fall ist, so war auch in Julianens Herzen eine Parteilichkeit für alles Unglück, für fremdes Leid und Unrecht wach geworden, die ihr nichts weniger als kaltes, vielmehr von starken, aber verhüllten Gefühlen bewohntes und heimlich oft heftig bewegtes Herz zum leidenschaftlichen Mitgefühl fortreißen konnte. Aeußerlich aber blieb sie ruhig und ohne Gluth der Erregung, und noch vor einigen Wochen hatte der Vater auf der Heimfahrt vom Hofballe, in einer Anwandlung von übler Laune zu ihr geäußert: „Ich begreife Dich nicht, Juliane; willst Du stets der steinerne Gast bleiben? Das lebendige Blut der Rottorff ist in Dir erstarrt!“ Sie hatte geschwiegen, aber im Scheine der Wagenlaternen einen ungewöhnlich funkelnden Blick auf den Vater gerichtet.

Solche Zwischenscenen hielten sie aber seit der Wintersaison und in dem begonnenen Frühlinge nicht ab, mit dem Vater spazieren zu reiten, was er besonders liebte, um mit ihrer Schönheit zu prunken,

oder, wenn der Graf eine Gesellschaft gab, die Haus- und Empfangsdame zu repräsentiren. Wenn irgend eine leidenschaftliche Regung bei ihr sich nach Außen hin frei ergoß, so war es die Liebe zur Musik, obgleich sie diese der ersten Anregung durch die Gouvernante verdanken mußte, die in einem hoch ausgebildeten Grade des Klavierspieles und Gesanges mächtig war.

Juliane beargwöhnte die Ehre des Vaters aus unauslöschlichen Gründen, aber sie bekümmerte sich nicht um sein politisches und gesellschaftliches Treiben; sie lebte fast ebenso im Hause, wie ihre verstorbene Mutter, im künstlichen Frieden der häuslichen Anstandsform, in der scheinbaren Vereinsamung, aber starken Selbstbeschäftigung ihrer inneren Welt. Der schlummernde, gleichgültig erscheinende Argwohn, welcher sogar, nachdem die Mademoiselle Deflory die Residenz mit der ländlichen Stille zu Deichstedt hatte vertauschen müssen, mit einem verächtlichen Stolze den Spuren der Buhlerin nicht nachspürte, so daß es zweifelhaft war, ob sie überhaupt von dem noch fortdauernden Aufenthalte derselben auf Deichstedt wußte, oder glaubte, daß der Vater, der seit dem Winter viel zu beschäftigt erschien, die Verbindung auf irgend eine Art abgelöst habe; der schlummernde Argwohn war heute, als der Oberst von Lübsen unerwartet bei Tafel erschienen

und von ihrem Vater als Freund behandelt worden war, plötzlich zu einem traumartigen Erwachen aufgeschreckt. Es giebt in Seelen, welche sich viel mit sich selbst beschäftigen, Stellen, die sehr empfindlich sind und leicht vernarbten Wunden gleichen, deren Berührung schmerzt; es giebt Stellen, welche wie Töne mitklingen, wenn ein äußerer, verwandter Ton angeschlagen wird.

„Was will dieser widerwärtige Mann?“ fragte sich Juliane, als sie das Speiselokal verlassen und gleich darauf der Graf seinen ungewöhnlichen Gast in sein Arbeitszimmer zurückgeführt hatte. Auch junge, tugendhafte Mädchen bleiben nicht unbekannt mit der Frivolität der Welt außer ihnen, wenn sie auch nur wie ein Schatten entfernt an ihnen vorüberzieht; auch Juliane wußte, welche Rolle der Oberst bei dem seligen Fürsten gespielt hatte, wenn sie auch vor ihrem sittlichen Schamgefühle derselben keinen Namen gegeben, nicht darüber nachgedacht, sondern nur das allgemeine Gefühl des Unwürdigen, der Beleidigung und Herabwürdigung ihres Geschlechts empfunden hatte.

Die Frage: „Was will dieser Mann?“ rief dies Gefühl in ihr wach und es entzündete sich an ihm auf's Neue der Argwohn gegen den Vater. Im

quälenden Gedanken an eine neue unwürdige Passion des Vaters, der heute bei Tafel ungewöhnlich heiter und sogar geneigt erschienen war, auf die geckenhaften Galanterieen des Obersten gegen sie einzugehen, entschloß sie sich zum ersten Male, die Spuren des Vaters zu belauschen, sich nach der Absicht des Obersten zu erkundigen.

Juliane fühlte sich sehr zu dem jungen Mädchen hingezogen, welches um einige Monate älter als sie, seit letztem Herbste Zofendienste bei ihr leistete. Es ist schon früher bemerkt worden, daß Anna, die Tochter des Portiers, oder, wie der Graf ihn bezeichnete, „Castellans im Grafenparke," ihre reifere Jugend bei einer Tante in der Provinz zugebracht, die schwächliche Verwandte bis zum Tode gepflegt hatte und im verflossenen Herbste zu den Eltern zurückgekehrt war. Das blonde, helläugige und sanfte Mädchen hatte durch den längeren Aufenthalt bei einer hinkränkelnden, leidenden Frau einen, ihrer heiteren Jugendanlage nicht ursprünglichen Ernst und eine herzliche Milde angenommen, die sich in ihrer angeborenen Natur zu einer freudigen, nie unzufriedenen Hingebung an fremden Willen gestaltete und wodurch das Fräulein um so mehr angezogen wurde, als sie selbst die Pflegerin ihrer kranken Mutter gewesen war, und aus eigener Er=

fahrung wußte, wie reich an hingebender Selbstverleugnung und Liebeskraft die treue Pflegerin einer Leidenden sein mußte. Sie hatte das an Jahren nur wenig verschiedene Mädchen schnell lieb gewonnen, in ihre Nähe gezogen und, zur Freude der Eltern, als Zofe in Dienst genommen.

Anna kannte die ernste Stimmung des gräflichen Fräuleins und die muthmaßlichen Ursachen der scheinbar stolzen Kälte desselben aus gelegentlichen Aeußerungen der Eltern, welche diese mit geringer Vorsicht gegen die gerade im Zimmer befindliche Tochter gethan hatten, als zu Ostern die Verwalter von Oberhaus und Deichstedt im Grafenparke eingetroffen waren, um ihre, diesmal, wie wir wissen, nicht eben befriedigende Jahresabrechnung abzulegen. Der Castellan und Portier, ehemals selbst ein Bediensteter auf Oberhaus, war mit den beiden Verwaltern sehr befreundet, zumal seine Frau einst die Stelle einer Wirthschaftsmamsell auf Oberhaus bekleidet hatte, und es war natürlich, daß man sich nach Personen und Umständen auf beiden Gütern erkundigte. Bei dieser Gelegenheit war die Rede auf die „weiße Dame" auf Deichstedt gekommen und der Verwalter von dort hatte berichtet, daß dieselbe dort das Leben einer Gräfin führe, ähnlich wie die Mutter des jetzigen Grafen einst in ihrer Jugend,

als sie, wie die älteren Leute erzählten, auf Deichstedt als Verbannte von Oberhaus gelebt habe. Das „gnädige Fräulein" wie Mademoiselle de Flory genannt zu werden fordere, spiele oft halbe Tage auf dem Klavier, daß es klinge, als wäre Sturm und Gewitter in der Gegend, oder sie singe so heftig und leidenschaftlich, daß man bald Nachtigallenschlag, bald wildes Gelächter, bald Weinen zu hören glaube; der Schulmeister habe gemeint, daß es die Verzweiflung der Langenweile oder die Wuth der Verlassenheit sei; denn der Graf scheine sie vergessen zu haben, oder sich seines Heirathsversprechens entziehen zu wollen, da er seit zwei Monaten nicht dort gewesen und sogar bei seinem letzten Besuche auf Oberhaus nicht nach Deichstedt herübergeritten sei, wie früher. Das Fräulein schicke aber viele Briefe an ihn ab, sei in letzter Zeit sehr unruhig, mürrisch und aufgeregt, laufe oft frühmorgens oder in der Abenddämmerung wie eine Verrückte durch den Garten, befehle oft schnell etwas, was sie gleich darauf wieder vergessen habe, und die Dienstjungfer fände sie oft weinend und lachend auf einmal. So ungefähr lauteten die Berichte des Deichstedter Verwalters und als man daran fernere Betrachtungen knüpfte, was denn endlich daraus werden möchte, meinte der Verwalter, daß, wenn dem Grafen auch die Geschichte nachgerade langweilig und er der schönen

Ehefriedenstörerin überdrüssig geworden zu sein scheine, er doch schwerlich aus den Umspinnungen derselben herauskommen und sie los werden würde, da sie gewiß ein Ehrenwort im Rückhalte habe, das der Graf wahrscheinlich einmal in der blinden Leidenschaft für sie schriftlich von sich gegeben habe. „Ich meine," sagte der Verwalter, „daß ihm der Loskauf und die Abfindung gewaltig theuer zu stehen kommen wird und er es wahrscheinlich vorzieht, bei den jetzigen schlechten Zeiten des Gütererträges, die Person auf Deichstedt ruhig wohnen und alt werden zu lassen, womit sich ihre Ansprüche allmählich herabstimmen werden. Unterdessen verlangt es die Vorsicht von uns, daß wir, so lange der Graf seine Ungnade nicht offen kund giebt, das Fräulein wie ein gräfliches Familienglied, oder als die künftige Herrin behandeln; sollte aber einmal eine Kündigung geschehen und eine Wendung eintreten, dann, das sage ich im Vertrauen, bin ich der Letzte nicht, der sie ohne Höflichkeit an die freie Luft setzt; denn dies prätenziöse, verwöhnte Frauenzimmer zehrt am Marke des Gutes mehr wie hunderttausend Kornwürmer."

Dies hatte Anna angehört, die eben in einer Ecke der Stube beschäftigt gewesen und neugierig genug geworden war, ihre Beschäftigung scheinbar fortzusetzen.

Sie dachte dabei mit beklommenem Herzen an ihr Fräulein, deren kühle Begegnung mit dem Vater und deren Ernst ihr jetzt verständlich geworden war; sie ließ sich aber nicht das Mindeste von ihren Vermuthungen merken, nur fühlte ihr reines Herz eine um so größere Hingebung an das Fräulein und eine heimliche Abneigung gegen den Grafen. So war Anna, ohne daß es Juliane ahnte, in dieselbe Stimmung gerathen, worin sie selbst sich befand.

Als Juliane sich nach Entfernung vom Vater und dem ihr zweideutigen Gaste in ihr Zimmer zurückbegeben hatte, nachdem ihren zerstreuten, unruhig sinnenden Gedanken die Worte: „Was will dieser Mann?“ entschlüpft waren, blieb sie noch einige Secunden lang in der Mitte des Zimmers stehen und schritt dann langsam an das Eckfenster, um sich hier in ihren Arbeitssessel niederzulassen und träumerisch in den Park zu blicken. Der abendröthliche Himmel warf einen rosigen Schein über ihr Gesicht und den schönen, stolzen Nacken und den halb entblößten, edel geformten Arm, mit dem sie das sinnende Haupt stützte.

In der That war sie schön und von echt aristokratischem, edlen Bau. Das ovale Gesicht wurde in seiner sanftbrünetten Färbung von schwarzbraunen glänzenden Madonnenlocken, kräftigen, stolz gewölbten

Brauen und großen dunkeln, lang bewimperten Augen gehoben und der feingelippte, rothe Mund verlieh dem Ernste ihrer Miene den mildernden Ausdruck der Klugheit. Nur wenn, von einem Gedanken belebt, die sinnigen Augen plötzlich aufleuchteten und im unruhigen Aufschlagen eine bleibende Stätte des entflammenden Blickes zu suchen schienen, dann konnte man erkennen, daß in dieser schönen, scheinbar ruhigen Gestalt eine innere, zu leidenschaftlichem Erglühen fähige Seele wohnte; aber wenn sie, der Erregung sich bewußt, ebenso plötzlich wieder in die kältere Miene des reflectirenden Ernstes sich zurückzwang, dann schien eine feste Selbstbestimmung und Entschiedenheit ihres Willens, das Einzige, welches sie vom Vater geerbt hatte, ihr gesagt zu haben, daß der Gedanke, der sie entzündend in Gluth versetzte, nicht die Leidenschaft ihrer edlen Seele, sondern vielmehr die kühle Passivität der Geringschätzung verdiene.

Es war die Zeit gekommen, wo Anna einzutreten pflegte, um sich nach den Befehlen auf den Abend zu erkundigen. Pünktlich, wie immer, erschien die blonde, helläugige, von einem Gange durch den Park leicht auf den weißen Wangen geröthete und angefrischte Zofe. Juliane blickte mit der Miene einer Erwachenden auf.

„Gnädiges Fräulein," fragte sie mit der Ver-

traulichkeit, welche ihr Juliane eingeräumt hatte. „Leiden Sie an Kopfschmerz?“

„Wie kommst Du darauf?“

Der etwas in der Zerstreutheit strenge Blick Julianens setzte die Fragerin bis zum augenblicklichen Verstummen in Verlegenheit.

„Findest Du mich leidend?“ fragte Juliane vertraulicher. „Tritt näher, Anna?“

„Ich sah Sie vom Park aus am Fenster mit gestütztem Kopfe sitzen.“

„War Dir das neu?“

Es entstand eine Pause, während welcher Anna sich mit dem Aufbinden der, wegen der nachmittägigen Sonne aus der Schnur niedergelassenen Gardine zu beschäftigen suchte. Plötzlich rauschte das Kleid Julianens und Anna sah bestürzt, wie dieselbe aufgesprungen war und, nach einem heftigen Gange durch das Zimmer, sich auf dem Sopha niederließ und den Blick forschend auf sie heftete.

„Gnädiges Fräulein, es ist Ihnen gewiß nicht wohl, Ihre starke Seele will es nur nicht eingestehen,“ sprach Anna näher tretend.

Juliane streckte ihr gütig die Hand entgegen; Anna reichte bescheiden die ihrige hin und hielt, sanft näher gezogen, mit erwartungsvollem Schweigen den eindringlichen Blick aus, welcher nicht mehr forschend, sondern bittend erschien.

„Anna," sprach Juliane, „Du bist mir treu?"

„Bis in den Tod! Ihnen widme ich gern mein ganzes Leben! Aber warum fragen Sie mich nach meiner Treue, die ich außer allem Zweifel glaubte?"

„Ich bedarf einer unzweifelhafteren Treue, als die der Dienerin; ich bedarf einer Gehülfin meiner Gedanken, die wie meine eigene Hand, mein eigenes Ohr, mein eigenes Auge mir treu und angehörig ist."

„Gnädiges Fräulein, Sie beängstigen mich, nicht durch Ihr Vertrauen, welches mich ermuthigt, aber durch den mir unbekannten Beweggrund, der mich Ihnen so werth erscheinen läßt."

„Laß uns wie zwei Mädchen mit einander reden, welche gleich fühlen über Gutes und Böses, gleiche Sinne haben für Recht und Unrecht."

„Gnädiges Fräulein, es ist gewiß nicht gut, daß Sie sich so tief zu mir herablassen; der Standesunterschied hat unübersteigliche Schranken."

„Vor der Welt, ganz recht; nicht aber in der Gefühls- und Sittenwelt. Jede edle, aufrichtige Seele, jede Tugend ist der anderen ebenbürtig. Eine gemeine Seele in der Gräfinkrone würde mich mit Verachtung erfüllen, eine Tugend, ein unschuldig Leidender im Bettlerkeide mir verwandt erscheinen. Doch höre; setze Dich nieder, ich habe es beschlossen, Dich in meinen stillen Ernst einzuweihen."

Anna wagte nicht, sich auf den nächsten Sessel am Sopha zu setzen, sondern blieb stehen. „Setze Dich," wiederholte das Fräulein entschiedener und Anna ließ sich auf die prachtvoll gestickte Bank zu den Füßen der seltsam vertraulichen Herrin nieder, welche selbst nicht den Anfang ihrer Eröffnung finden zu können schien, da sie sich mit sichtbarer Ungeduld die hohe, stolze Stirn rieb und einen fast leidenschaftlichen Blick durch das elegante Prunkzimmer warf. Sie kleidete ihre schnell wiedererzwungene Festigkeit in eine sanfte Geberde der Erschlaffung, ließ die Hand von ihrer Stirn auf Anna's Schulter niederfallen und begann: „Wir hatten heute einen fremden Gast am Tische."

„Den Obersten von Lübsen, ich weiß es."

„Was weißt Du? Kennst Du ihn?"

„Nein; ich sah ihn kommen und weggehen; er hatte einen Staubmantel bei meinem Vater abgegeben."

„Kennt Dein Vater ihn?"

Anna wurde roth. — „Das wird er wohl," versetzte sie unsicher; „er ist ja aus Severn und mein Vater war früher von Oberhaus und Deichstedt aus oft in jener Stadt."

„Anna!" sprach das Fräulein, „Du willst mir treu bis in den Tod sein, und Deine ungetreue Seele schämt sich bereits auf den eigenen Wangen? Nein, Du bist mir nicht treu."

„O mein Gott, gnädiges Fräulein, was fordern Sie von mir? Ich flehe, Sie an, mich als Ihre treueste Dienerin zu betrachten!“ Das erschrockene Mädchen hatte in der Bestürzung die Hände gefaltet und, sich auf die Kniee der Herrin gestützt, gegen dieselbe eine bittende, knieende Stellung angenommen.

„Dienerin? Ja, eine Dienerin übt ihre Treue in der Klugheit, die Herrschaft stets in guter Laune zu erhalten. Das genügt mir nicht.“

„Ach! wodurch habe ich das verschuldet?“

„Dadurch, daß Du mir verbirgst, was mir unangenehm sein könnte, daß Du unwahr wirst, aus Diensttreue zu mir.“

„Was wünschen Sie denn zu wissen? Ich will Ihnen ja nichts verbergen, was ich weiß.“

„Dein Vater kennt den Obersten; es kann nicht unterblieben sein, daß man über sein ungewöhnliches Erscheinen, seine Einladung zu Tisch mit mir und dem Vater allein, Vermuthungen geäußert hat.“

„O Gott — ich erschrecke — will der Oberst etwa? Hat der Herr Graf ihm etwa Aussichten auf Ihre Hand eröffnet?“

„Auf meine Hand? Hältst Du sie für feil? Doch, gestehe mir schnell, warum könnte Dich das erschrecken?“

Anna verstummte und sah starr in den strengen Blick des Fräuleins.

„Sprich!“ befahl diese eifrig.

„Der Herr Oberst soll ein sehr leichtfertiger Cavalier sein,“ sagte Anna zögernd und niederblickend.

„Was weiß Dein Vater von ihm? Er hat ohne Zweifel vor Deinen Ohren mehr gesagt.“

„Gnädiges Fräulein; es kann ja sein, daß mein Vater sich irrt, daß er den Herrn Obersten nicht leiden kann; ich weiß nur, daß man in Severn nicht viel Gutes von dem Herrn redet.“

„Ich will Dir Muth machen und Dir eingestehen, daß er mir im höchsten Grade zuwider ist. Nun antworte mir offen und ohne Rückhalt auf meine eigentlichen Fragen. Kannst Du sie ehrlicherweise nicht beantworten, dann suche Dir Antwort darauf zu verschaffen. Die Frage wird mir selbst schwer, sie treibt mir selbst das Blut auf das Gesicht, aber ich kann nicht eher ruhig werden. Weißt Du nichts von einer Demoiselle Deflorh? Ha! Du kannst mir Antwort geben, Deine Backen glühen, Du fühlst Entrüstung bei diesem Namen, der meine Jugend getrübt, mich zu der Pflegerin einer Schwergekränkten, zu einer mutterlosen Waisen vor der Zeit gemacht hat!“ — Juliane mochte fühlen, daß sie in der leidenschaftlichen Aufwallung ihre eigene Schmach verrathen und sich

selbst die Antwort gegeben habe; sie sprang empor, stieß das betroffene Mädchen zurück und sah mit höchstem Stolze auf sie nieder. Anna starrte sie an, dann traten die Thränen in ihre Augen. Als Juliane das bemerkte, schmolz der stolze Blick in einem natürlichen Gefühle des Mitleids; sie faßte des Mädchens Hand, zog sie mit den hastigen Worten: „Komm, komm, Anna," gegen das Sopha zurück, blieb mit ihr hier stehen und fuhr fort: „Da Du die Person kennst, so höre meine Besorgniß, über die Du mir durch kluges Aushorchen Deiner Eltern Auskunft zu verschaffen im Stande bist. Es treffen so viele Briefe aus Severn an meinen Vater ein, das habe ich seit Wochen bemerkt; aber wenn ich zufällig unten in dem Fenster der Portierstube die Menge der Briefe überflog, um einen für mich darunter zu suchen, erregte mir das Postzeichen „Severn" kein Bedenken, das meine Arglosigkeit hätte stören können. Seit einigen Tagen beunruhigt mich dieses Postzeichen; ein besonderes Gefühl, für das ich eigentlich keine Ursache hatte, veranlaßte mich, als ich von einem Morgengange durch den Park in das Haus zurückkam, die Briefe anzusehen, welche der Briefträger gerade Deinem Vater auf den Tisch der Vorhalle aufzählte, um die Summe des Bestellgeldes zu berechnen. Die mir bekannte Handschrift einer Adresse fiel mir auf; meine

Brust klopfte, meine Kniee zitterten — auch dieser Brief trug den Stempel der Post in Severn. Mein Benehmen mußte die Aufmerksamkeit Deines Vaters auf jenen Brief gerichtet haben, auch er mußte die Handschrift, den Absender kennen; er raffte mit plötzlicher Eile und einem behütenden Blicke auf mich, die Briefe zusammen, nur um den bezeichneten darunter vor meinen Augen zu verbergen, und trug sie schnell in seine Stube. Anna, ich flehe Dich an, was weiß Dein Vater von der Absenderin?"

Anna schwieg eine Weile, dann antwortete sie in aufrichtiger Unbefangenheit: „Von wem war denn dieser Brief?"

„Ha, ich habe den Zusammenhang zwischen dem Namen, den ich Dir vorhin mit Ueberwindung meines Widerwillens nannte, und diesem Briefe nicht ausgesprochen; die Handschrift gehörte jener Person an, die ich für verschollen hielt, deren vermeintliche, ewige Entfernung mich im Herzen näher zu meinem Vater führte; o! sie ist in Severn und mein Vater war diesen Winter ungewöhnlich oft dort und auf Oberhaus. Anna, ich will Dich meine Freundin heißen, wenn Du Deiner verlegenen, erhitzten Miene die erklärenden Worte beifügst, Du weißt, was mich quält, Anna, sprich!" — Sie legte die Hände auf der Zofe

heiße Wangen und sah ihr mit durchdringenden Blicken in die fast von diesem Strahle geblendeten Augen.

Als Anna noch schwieg, wandelte sich der Blick in eine drohende, leidenschaftliche Strenge; sie zog mit abstoßender Bewegung die Hände von Anna's Wangen zurück, sah in stolzer, beherrschender Haltung auf die bebende Zofe nieder und schritt rauschend, mit festem Schritte gegen das Fenster, in welches der letzte, rothe Strahl der sinkenden Sonne fiel.

Die Muthmaßungen ihres Argwohns verriethen, daß sie von den politischen Beziehungen ihres Vaters zu Severn und dem eigentlichen Grunde des starken Briefwechsels mit jener Stadt nichts wußte; ebenso wenig kannte Anna die politische Thätigkeit des Grafen.

Die Zofe sah der zürnenden, stolzen Gestalt des Fräuleins nach; dann schien ein Entschluß ihre verwirrte Miene zu beleben und zu erhellen; sie that einen hastigen Schritt nach der abgewandt durch das Fenster Blickenden, fiel aber wieder in eine zagere, zögernde Haltung zurück, schien zu kämpfen mit sich selbst, rang die Hände und schlich dann schüchtern nach der unbeweglich Schweigenden.

„Gnädiges Fräulein," sprach sie leise, „zürnen Sie mir nicht, ich will Ihnen sagen, was ich weiß."

Juliane wendete den Kopf zu ihr hin und fixirte sie mit einem zwischen Strenge und Erwartung ungewissen Blicke.

Anna erzählte, was sie vor einigen Wochen, als gleich nach dem Osterfeste die Verwalter aus Oberhaus und Deichstedt zur Rechnungsablage anwesend gewesen waren, in der Stube ihres Vaters gehört hatte. Juliane hörte unbeweglich zu, nur wurde ihre Miene gespannter, ihr Blick weniger stolz. — Als Anna aber fortfuhr: „Es ist der Leute zu Deichstedt Meinung, daß der Herr Graf sich nicht mehr um die Demoiselle bekümmere, daß er von Oberhaus nicht nach Deichstedt geritten sei, daß auch keine Briefe vom Herrn Grafen einliefen, obgleich sie viele durch den Gutsboten nach Severn auf die Post schicke," und als Anna mit den Worten schloß: „Auch meine Eltern sagten neulich, daß die Französin wohl die längste Zeit auf Deichstedt schmarotzt haben würde, da dieselbe mit jedem Tage üblerer Laune werde," da athmete Juliane auf, als fühle sie sich von einer Last erleichtert, sie nahm Anna's Kopf zwischen beide Hände, küßte flüchtig den Mund der Zofe und sprach zutraulich, wie vorhin: „Dieser Mund hat einen düstern Traum meines Lebens verscheucht, wisse denn, Anna, ich fürchtete die tödtliche Schmach, daß mein Vater den Umstrickungen jener raffinirten Buhlerin nicht entgangen wäre, meine

überreizte Phantasie dachte an eine Vermählung, ich fürchtete in dem Obersten einen Vermittler. Ja, Du bist mir treu, Anna, bleibe es. — O! es ist mir der Gedanke widerwärtig, daß jene Feindin meines Familienlebens und meiner Ehre noch auf dem Boden unseres Besitzthums wie ein giftiges Unkraut wurzelt; wo schöpfe ich Kraft und Gelegenheit, meinem Vater die Pflicht vorzuhalten, jenes Unkraut mit fester Hand auszureißen, ihm ein Recht auf meine versöhnliche Dankbarkeit zu geben!"

„O! ich bitte Sie, verrathen Sie mich nicht dem Herrn Grafen; ich würde meine Eltern in Ungnade und mich um die Liebe derselben bringen."

„Fürchte nichts," versetzte Juliane, indem sie eben einen unruhigen Gang durch das Zimmer begonnen hatte, „ich werde Deine Treue nicht mit Verrath lohnen." Und schneller in der Rede, zu Anna zurückkehrend, fuhr sie fort: „Forsche aus, was auf Deichstedt geschieht, hörst Du? Ich will von Allem unterrichtet sein."

Seit dieser Stunde war die Zofe in ein anderes Verhältniß zu ihrem Fräulein getreten; das gegenseitige Geständniß hatte eine Vertraulichkeit zur Folge gehabt, die zwar den Namen und die Form der Freundschaft vermied, aber doch deren Inhalt einschloß.

Nicht so erleichtert, wie Juliane sich anfänglich gefühlt hatte, war ihr Gemüth, als sie nach Entfernung der Zofe sich allein befand. Sie war über den geheimen Aufenthalt der Buhlerin auf Deichstedt ebenso empört als besorgt, da sie dem Charakter ihres Vaters nicht genug zutrauete, um die Hoffnungen wahr zu machen, welche Anna's Mittheilungen angeregt hatten.

Fünftes Kapitel.

Eine Recognoscirung.

Als der Graf den Obersten von Lübsen an der Schwelle seines Vorzimmers entlassen und dem alten Stutzer mit einem feinen Lächeln nachgesehen hatte, war er an das Fenster getreten, in das ebenfalls der rothe Abendhimmel seinen Feuerschein warf, und hier längere Zeit nachdenklich stehen geblieben. Er sah Lübsen, in seinen, beim Portier in Empfang genommenen Staubmantel gehüllt, den derselbe in klassischen Faltenwurf zu legen bemüht war, durch den Park gehen und am Einfahrtsthore verschwinden.

„So," sprach er mit einem schnellen und entschiedenen Tone, indem er sich aus der nachsinnenden Stellung am Fenster aufrichtete, durch das Zimmer schritt und beim Umblicke wieder auf dem Bilde der schönen Ahnfrau, der geborenen von Rosen, haften blieb. „Das politische Geschäft pro patria wäre so

weit gemacht und wird nun noch, wie eine fertig construirte Maschine, durch ihren eigenen Schwerpunkt getrieben, ablaufen müssen; dazu bedarf es nur der rechten Gehülfen, die nach Instruction handeln. Nun wäre es aber auch hohe Zeit, an mich selbst zu denken, meine eigenen Angelegenheiten in den Gang zu setzen. Man kann oft durch einen Narren klug gemacht werden. Hm! Hm! Wenn dieser alte Geck mir das Stichwort meiner künftigen Bemühungen, meiner neuen Kräftigung angegeben hätte! Mein Vorfahr soll das schöne, reiche Fräulein von Rosen durch die Aeußerung eines Hofnarren am damaligen Hofe kennen gelernt haben. — Wahrhaftig, könnte sich das noch einmal wiederholen, so wäre ich der Narrenzunft schuldig, noch eine Schellenmütze in's Wappen aufzunehmen."

Der Graf setzte seinen zeitweise unterbrochenen Gang durch das vom herrlichen Abendhimmel erglänzende Zimmer fort. Dann griff er nach einem Buche im Fache seines Schreibtisches, trat in den rothen Schein des nächsten Fensters und blätterte. Nach kurzem, unbefriedigten Nachschlagen warf er das Buch in das Fach zurück und murmelte vor sich hin, indem er sich mit den Händen auf die Lehne seines Arbeitssessels stemmte und niedersah: „Sie kann ja auch nicht im diesjährigen Geschlechtskalender stehen, ist ja erst vor einem halben Jahre vom Rheine nach

Mingen zurückgezogen. — Hm! Hm! Es lohnte sich der Mühe; ob ich es nochmals unternehme, mit dem Heimburg einen Kampf zu beginnen? Ein bereits lahm gelegter Gegner; Possen, wie kann der einer schönen Frau von dreißig Jahren imponiren. Das ist eine von den Einbildungen des Obersten, der zwischen Mann und Weib nur Liebe kennt; der Heimburg ist ihr Rechnungsführer, weiter nichts; möchte wohl, glaube es gern, seine kleine Pension, die wir ihm zubereitet haben, durch eine Million ergänzen; der steife Büreaukrat — aber andere Leute verstehen auch zu rechnen; das Narrenseil, welches der Lübsen unbewußt um meine Speculation geschlungen hat, könnte durch kluge und kühne Manoeuvres in eine Rosen- und Goldkette verwandelt werden."

Er ließ nach einem eiligen Gange durch die Länge des Zimmers die Glocke ertönen; er mußte so sehr zerstreut sein, daß er die ihn umgebende Abendrothhelle nicht bemerkte, und dem eintretenden Diener befahl, Licht zu bringen. Nach wenigen Minuten kam dieser zurück, einen Armleuchter mit drei brennenden Wachskerzen und einem grünseidenen Lichtschirme versehen, auf den Schreibtisch stellend und, wie er das gewohnt war, die schweren Gardinen der Fenster niederlassend. Der noch hin und her schreitende Graf ließ schweigend Alles geschehen und so war im Zimmer bereits ein künstlicher Abend entstanden,

während draußen noch der glänzende Westhimmel mit der ersten östlichen Dämmerung stritt und die Himmelsröthe durch die Gardinen drang.

Der Leibdiener war schon einige Zeit fort, als Graf Rottorff seinen unruhigen Gang durch sein Zimmer unterbrach und sich mit der Schwere einer gewissen Erschöpfung auf den Sessel vor dem Schreibtische niederließ. Mit einer verdrießlichen Bewegung schloß er eine Schublade auf, griff einige Briefe heraus, suchte zwischen ihnen und warf einen derselben, nach zögernder, ungewisser Betrachtung, nur um so hastiger in die Schublade zurück; dann öffnete er einen anderen, auf dem die Adresse an ihn mit fester, schwerer Schrift ausführlich geschrieben stand. Es war ein, am heutigen Morgen eingelaufenes, sehr devotes Schreiben des Verwalters auf Deichstedt, der, in weiterer Folge seines, um Ostern abgestatteten Gutsregisters, dem Grafen meldete, daß er nach reiflicher Ueberlegung die vom gnädigen Herrn befohlene Ertragssumme nur dadurch zu erzielen vermöge, daß er für dieses Jahr durch den Gutsförster, der freilich nicht daran wolle, den Wald auf dem Thomasberge abtreiben lasse und daß, wenn auch die neue, steinerne Windmühle im Bau begriffen sei, es doch wünschenswerth wäre, die früher von der Regierung in Severn nicht genehmigte Wassermühle nochmals in Anregung

zu bringen, da er gehört habe, daß ein anderer Regierungschef in Severn eingesetzt sei und es abgesehen werden könne, daß eine Wassermühle nicht nur den Freimüller unterhalb des Gutes schwächen, sondern auch die ganze Gegend versorgen würde.

Der Graf las den Brief noch einmal, dann nahm er Feder und Papier und schrieb an den Verwalter: „Der Wald auf dem Thomasberge soll einstweilen unberührt bleiben; die Wassermühle werde ich in Anregung bringen. Ich komme vielleicht selbst in einigen Tagen nach Deichstedt, um das Weitere zu verfügen."

Er wollte noch mehr schreiben, hatte auch bereits die Worte: „Sie mögen der Mademoiselle sagen," niedergeschrieben, als er plötzlich inne hielt, sich besann, die begonnene Zeile bis zur Unleserlichkeit ausstrich, die Feder niederwarf und sich, die Arme verschränkend, im Sessel zurücklehnte.

„Ich muß ihr eine endliche, entscheidende Antwort geben," murmelte er; „in meiner heutigen Stimmung bin ich aufgelegter dazu, als jemals; ich bin dieser ewigen Mahnungen an meine Ehre überdrüssig; sie verscherzt meine Liebe durch ihre unkluge Prätension. Ich muß ihr meine Meinung schreiben, ehe ich nach Deichstedt komme, ich fühle mich nicht stark genug, dem bannenden Blicke ihrer Augen, der betäubenden

Wirkung ihrer etwaigen Thränen den Widerstand zu leisten, den mir die Ehre meines Namens, die praktischen Verhältnisse abzwingen. Mädchen, warum bist Du auch so unklug, aus der Leidenschaft eine Lebensfrage zu machen? Warum treibt Dein Ehrgeiz mich aus Deiner Nähe, die mir ein Bedürfniß war?"

Nach einiger Zeit des stummen Sinnens nahm er den Brief wieder aus der Schublade, welchen er vorhin hineingeworfen hatte, entfaltete ihn und begann zu lesen. Der Inhalt, in französischer Sprache geschrieben, lautete:

„„Graf Günther! Sie bringen mich in Verzweiflung, zum Wahnsinn. Wollen Sie etwa den Edelmann des Mittelalters gegen mich spielen, daß Sie, ein gegebenes Ehrenwort bereuend, die Geliebte, deren Ehre und Zukunft Sie freiwillig zur Pflicht Ihres Herzens und ehrlichen Namens machten, in einem Gefängnisse verschmachten lassen? Soll ich Ihnen in's Gedächtniß zurückrufen, wie Sie mit verführerischer Kunst mein junges Gefühl verwirrten, meine Begriffe von Mädchenehre und Unschuld verdunkelten, wie Sie mir auf mein Geständniß, daß ich nur der wahrhaftigen Liebe mein Leben opfern könne, mir Ihre unwandelbare Ergebenheit und Treue mit glühenden Eiden bekräftigten, wie ich im Vertrauen auf den Mann von Ehre die Ihrige wurde und mein Schicksal

in Ihre Hand gab? Soll ich Sie daran erinnern, daß Sie nach dem Tode ihrer Gemahlin an meiner Brust von dem Tage träumten, wo Sie mich aus der Dunkelheit meiner Lage an das helle Licht führen, mich in meiner Ehre rehabilitiren, mein Vertrauen belohnen, mir die Stellung anweisen wollten, welche Herz und Leben auszusöhnen vermöchten? Und was haben Sie aus mir gemacht? Sie erniedrigen das Weib, das Sie an Ihr Herz als die einzig Auserwählte legten, das, mit dem Tode der Ihnen durch Verhältnisse verketteten Gattin, den Anspruch an das volle Recht einer zweiten Gemahlin hatte, zu einer Buhlerin, die Sie vor der Welt wie einen Schandfleck verbargen, die Sie, nach kurzer Täuschung einer verheißenen Anerkennung, mit gleißenden Reden der erheuchelten Rücksichten aus der Königsstadt nach dem einsamen Deichstedt lockten und hier wie eine Gefangene bergen, deren Sie sich vor der Welt schämen. So lange meine Zuversicht zu Ihnen stärker als mein Zweifel war, so lange Sie mich noch in meiner unwürdigen Verbannung aufsuchten, meine Lage durch Ihre Person vor den Augen der Dienstleute mit Achtung umkleideten, und meine Traurigkeit durch zärtliche Bestätigungen beruhigten, ertrug ich die Prüfung im Vertrauen auf Sie und die Umstände. Seit Sie aber seit Monaten mich vernachlässigen, kürzlich einige Male in Severn

und auf Oberhaus gewesen sind, ohne mir den Trost ihres Anblickes und liebenden Wortes zu bringen, nun Sie angefangen haben, meine Briefe unbeantwortet zu lassen, jetzt ist der Zweifel an Ihrer Ehre in mir mit furchtbarer Qual erwacht, ich sehe mich zu einer überdrüssig gewordenen, ehrlosen Buhlerin herabgewürdigt, schon sieht man mich hier in Deichstedt mit geringschätzenden Augen an, ich schäme mich vor dem Sonnenlichte und beklage die Leichtgläubigkeit meiner Unschuld und die Zuversicht meines Herzens. Ich habe meine Ehre und mein Schicksal nicht der wandelbaren Laune eines Mannes vom Stande verkauft, sondern dem verpfändeten Ehrenworte und der wahrhaftigen Liebe eines Edelmannes anvertraut. Das fordere ich von ihm, von Ihnen!““

Der Brief war noch nicht zu Ende, der Graf brach aber das Lesen desselben plötzlich ab, warf ihn in die Schublade zurück, sprang auf und schritt mit großer Bewegung durch sein Zimmer. Die Arme über der breiten Brust gekreuzt, blieb er nach einiger Zeit mit erhitztem Gesichte in der Nähe des Schreibtisches stehen. Nach und nach wurden seine Gedanken laut. „Hm! Hm!“ stieß er mit der Verdrießlichkeit eines Mannes hervor, der zu keinem Entschlusse kommen konnte, „ist es Liebe, ist es Ehrgeiz? Wenn ich sie doch überzeugen könnte, daß ich sie liebe, daß

aber eine Verbindung vor der Welt eine Unmöglichkeit ist. Wie sie auch nur im Ernste daran denken mag; ihre Leichtgläubigkeit erscheint mir fast wie Dummheit. Sollte ich ihretwegen Hof, Gesellschaft und Stadt verlassen und ein Idyll auf Oberhaus einrichten? Es würde freilich meine Finanzen verbessern, aber ein Rottorff darf niemals aus dem Glanze des Hofes in die Reihe der Landedelleute niedersteigen. Dürfte ich meinem Sohne, meiner Tochter die ehemalige Gouvernante als Stiefmutter vorstellen? Das muß Mariette einsehen, das muß ich ihr schreiben; ich will ihr endlich die Lage klar machen, durch eine anderweitige, anständige Verheirathung will ich sie ehrenhaft rehabilitiren, wo nicht, so mag sie in der Schweiz, in Italien, wo sie will, nur hier nicht, ein sorgenfreies Leben führen."

Er setzte sich an den Schreibtisch zurück und begann zu schreiben. Schon hatte er die erste Seite des glänzenden Papierbogens gefüllt, als er plötzlich die Feder niederlegte, sich zurücklehnte, in die Luft sah, dann mit fester Hand den Briefbogen zusammenballte und in die Tasche steckte.

„Ei was," sprach er, „ich muß ihr das persönlich auseinander setzen, sie soll keine schriftliche Entschuldigung von mir in Händen haben, sie soll nicht

gegen mich aufgeregt werden; verheirathe ich mich nicht wieder, dann soll sie mir stets Freundin bleiben."

Er nahm einen neuen Briefbogen und schrieb:

„„Liebe Mariette! Du bist aufgeregt; die ländliche Einsamkeit hat Dich vergrillt gemacht. Ungewöhnliche Geschäfte haben Dich bei mir auf einige Zeit in den Hintergrund meiner Gedanken gedrängt, aber sei versichert, daß ich über Deine Zukunft nachsinne und nur noch mit den maßgebenden Verhältnissen kämpfe. Sobald ich eine freie Zeit finde, eile ich zu Dir, um mit Dir gründlich und reiflich zu reden. Bis dahin vertraue mit ruhigem Sinne der Gestaltung der kommenden Tage. Mit dem Herzen grüßt Dich Günther.""

Er verschloß dieses Schreiben in ein Couvert, versiegelte es mit besonderer Genauigkeit und legte es in den Brief an den Verwalter auf Deichstedt; es war dies die gewöhnliche Beförderungsweise der Briefe an die Deflory. Ehe er aber das Schreiben an den Verwalter versiegelte, schrieb er noch die Worte hinein: „Geben Sie Einliegendes an die Dame de Flory und lassen Sie es ihr an keiner Aufmerksamkeit und guten Bedienung fehlen."

Als er den Brief versiegelt und adressirt hatte, stand er auf und begann wieder durch das Zimmer zu gehen. Er griff in die Tasche, zog das zusam-

mengeballte Papier des cassirten Briefes heraus, entflammte es an einer der Kerzen des Armleuchters und warf es in den Ofen. Gegen das Fenster schreitend, zog er die herabgelassene Gardine zur Seite und blickte in den noch immer vom rothen Westhimmel erhellten Park nieder, als suche er sich einen freieren Blick, um seine Gedanken zu zerstreuen.

Dennoch schienen sie nicht weit von ihrer Spur abgelenkt zu werden. Nachdem er sich die Augen gerieben und den Bart gestrichen hatte, wendete er sich gegen einen Schrank, trug eine daraus hervorgehobene Kartenmappe an das helle Licht des Schreibtisches und schlug die Specialkarte des Fürstenthums Severn auf. Blick und Finger blieben auf einer landzungenartigen Ausweitung der Grenze haften; hier lagen Gut und Dorf Mingen. Der Finger glitt weiter, dem suchenden Blicke folgend, und blieb bei dem Namen des Gutes Horstenbeck weilen. Der Graf stützte sich jetzt auf beide Arme über die Karte und sah unverwandt auf diesen Fleck. Er sprach halblaut: „Der alte pensionirte Forstmeister von Horstenbeck hat mich früher schon einige Male eingeladen; ich könnte, ehe die Prinzen eintreffen, einen Ausflug dahin machen, auf Mingen verkehren und der Million mein Compliment machen. Wir könnten dann sehen, was ferner gemacht werden kann. Die Fahrt wäre in drei Tagen abgemacht."

Der Graf verrieth durch seine Haltung und sein ferneres Schweigen, daß er mit sich zu Rathe ging; seinem Charakter gemäß setzte er, wenn einmal ein Entschluß in ihm reif geworden war, denselben sofort durch irgend eine darauf bezügliche Handlung über alle weiteren Bedenken hinweg; so auch jetzt. Nach einer Weile ließ er die Glocke erklingen, befahl dem eintretenden Leibdiener, ihm die Hoftoilette im Ankleidezimmer bereit zu legen, ihn dann zu rufen und zu bedienen und den Wagen bespannen zu lassen, da er in das Theater zu fahren beabsichtige. Dann übergab er ihm den Brief an den Deichstedter Verwalter zur Besorgung auf die Post, trug dem Diener auf, das Fräulein zu fragen, ob sie mit in das Theater zu fahren wünsche, und schloß seine Befehle mit den Worten: „Morgen früh 6 Uhr will ich verreisen; die Reisechaise mit den beiden Füchsen soll bereit gehalten werden. Besorge meine Effecten." Als der Diener diesen einen Auftrag ausrichtete und vor die Gemächer Julianens kam, hatte diese eben die Zofe hinausgeschickt, um sich ihren erregten Empfindungen und Gedanken allein zu überlassen, und antwortete dem Diener ein kurzes, zerstreutes „Nein!"

Obgleich der Graf erst spät aus der königlichen Loge des Theaters heimkehrte, so war er doch am andern Morgen einer der Ersten, die wach waren.

Die Energie seines Charakters würde ihn nicht länger schlafen gelassen haben. Präcise 6 Uhr fuhr er ab und der Kutscher erhielt erst die Weisung der einzuschlagenden Richtung, als er durch den Park nach dem Ausfahrtsthore einlenkte.

Mit den beiden starken und ausdauernden Füchsen, welche der an schnelles Reisen gewöhnte Graf vor seiner eleganten Chaise hatte, rollte er bald die Chaussee hinab und die Stadt lag schon nach einer Viertelstunde im Frühnebel des schönen, sonnigen Morgens hinter ihm. Als Juliane erst gegen Mittag erfuhr, daß der Vater verreist sei, fiel ihr das nicht auf, da sie an solche plötzliche Entfernungen desselben ohne Abschied längst gewöhnt war, und er hatte um diese Zeit schon die Grenze des benachbarten Fürstenthums überschritten und eine gute Strecke jenseit derselben zurückgelegt. Als der Kutscher in die Richtnng der Stadt Severn einlenken wollte, befahl der Graf, direct den Weg nach dem Amte Unterwald einzuschlagen, so hieß die zungenförmige Landstrecke, in welcher die Güter Horstenbeck und Mingen lagen. Nur in kleinen Landstädten machte er einen kurzen Halt, um sich oder die Pferde durch einen Imbiß oder Trank zu restauriren. Die Sonne stand noch über dem westlichen Walde, als er die glänzende Kirchthurmspitze des Dorfes Mölnrode über die Hügel emportauchen

sah, hinter denen auch das Gut Horstenbeck lag. Schon nach einer halben Stunde rollte sein Wagen in die jenseitige fruchtbare Ebene nieder, durch die eine gute Landstraße auf das einsam, zwischen Gehölz und Kornfeldern liegende Gut führte. Das Gutshaus, ein alter, wenig gepflegter Bau aus dem siebenzehnten Jahrhundert, erschien verödet, die meisten Fenster waren mit abgewetterten, grünen Jalousieen geschlossen, Garten und Hof menschenleer, die Wege mit Gras überwuchert, die Hausthüren geschlossen, die Stallgebäude ohne Zeichen von Leben. Der Graf mußte sich erst besinnen, ob der alte fürstliche Forstmeister, der hier seine Heimath und Retraite hatte, auch nicht schon verstorben sei. Als selbst der Kutscher zögerte, einzufahren, und sich nach dem Herrn mit fragender Miene umwendete, rief dieser: „Hinein! Laß die Peitsche knallen!“ Und unter lautem Geklatsch, wodurch die Pferde neu ermuntert wurden, rollte der elegante Wagen mit Geräusch über den grasigen Hof vor die, durch eine steinerne Freitreppe bezeichnete Hauptthür des Hauses.

Aus einer Stallthür des Seitengebäudes kam ein alter Knecht im abgetragenen, grünen Kittel hervor und spähte neugierig, die braune Hand über die Augen hebend, um den Glanz des Westhimmels abzuhalten, nach der ungewöhnlichen Erscheinung. Auf den Ruf

des Kutschers kam er ziemlich träge heran und zog vor dem, aus der Chaise sehenden Herrn die verblichene, grüne Wollmütze.

„Heda," fragte der Graf, „ist Euer Herr, der Forstmeister, nicht hier?"

„Doch," erwiderte der Knecht, „der gnädige Herr muß hinter dem Hause im Garten sein. Ich werde ihn rufen."

Graf Rottorff wartete nicht, bis der etwas eiliger gewordene Knecht durch eine seitliche Pforte in den zugewachsenen Garten ging und wiederkehrte; er stieg aus dem Wagen, ging dem Knechte nach in den Garten und bemerkte, daß dieser seine Richtung nach einer Anhöhe am Ende einer Ulmen-Allee einschlug, wo er ihn hinter seitlichem Strauchwerk aus den Augen verlor. Bald darauf trat aber aus dem Seitengange der Knecht mit der Mütze in der Hand zurück, machte eine hinweisende Bewegung gegen den langsam näherkommenden Fremden, und ihm folgte mit eiligem Schritte eine große, stark gebaute, vom Alter wenig belastete und anscheinend rüstige Gestalt, mit gebräuntem Gesichte, einem großen, weißen Barte, in einem alten, grünen, nachlässig zugeknöpften Rocke, einer grünen, ziemlich verbrauchten Forstmütze, und langen, auf der Jagd gebräuchlichen Stiefeln. Es war der

siebenzigjährige, seit einigen Jahren pensionirte Forstmeister von Horstenbeck.

Als er den ihm zuwinkenden Grafen erkannte, schien er zu stutzen, streckte aber dann die Arme bewillkommnend aus, verdoppelte den Schritt und Beide erreichten sich schnell, während der Knecht mit scheuer Beobachtung nach dem Hofe zurückkehrte.

„Ei! Ei!“ rief der Forstmeister, „wie komme ich zu der unerwarteten Ehre Ihres Besuches, lieber Herr Graf, und noch obenein, wo die Jagd vorbei ist?“

„Ich freue mich, Sie in solcher Rüstigkeit wieder zu sehen,“ erwiderte der Graf, die Erscheinung des alten Mannes betrachtend, dem man, trotz seiner vernachlässigten Außenseite, doch in Benehmen und Geberden den einst am Hofe heimischen Aristokraten abmerkte. „Ich möchte Sie keineswegs derangiren, vielmehr Ihr gewohntes Landleben in Ihrer Gesellschaft genießen, wenn ich Sie bitte, mir diese Nacht Quartier zu geben.“

„Herzlich gern, wenn Sie mit meiner geringfügigen Einrichtung zufrieden sein wollen. Ich habe Sie vor Jahren, als noch der hochselige Fürst lebte, oft nach Horstenbeck eingeladen, wenn ich meine Hegejagd hielt, aber Sie waren immer anderweitig enga-

girt. Doch, lieber Graf, was führt Sie so unvermuthet in diese Gegend?"

„Ich habe eine Reise gemacht; es ist zu spät geworden, um noch mit den ermatteten Pferden die nächste Stadt zu erreichen; ich erinnerte mich mit Vergnügen Ihrer früheren Einladungen und dachte, bei dieser Gelegenheit einmal das Versäumte nachholen zu dürfen."

„Viel Ehre, viel Vergnügen für mich; wenn ich Sie nur amüsiren könnte; hoffentlich können wir morgen doch noch eine niedere Jagd abhalten und das Wasserrevier bestreichen."

„Ein anderes Mal, lieber Forstmeister; ich bin nicht zum ersten und letzten Male hier; hoffentlich besuche ich Sie öfter; morgen muß ich wieder fort."

Herr von Horstenbeck horchte einen Augenblick auf, dann sagte er: „Morgen schon? Das findet sich; freilich bin ich nicht mehr eingerichtet, einen Gast wie Sie lange zu fesseln. Sie müssen meine Toilette und die Einsamkeit meines Hauses übersehen."

„Wie geht es Ihnen denn?"

„Wie es einem alten, ausgedienten Manne, einem Hagestolze und Hypochonder ergehen kann; Sie kennen die Veranlassung meiner freiwilligen Amtsenthebung; Verdruß und Freude haben sich in mir zu einer grauen Stimmung verschmolzen, die mich ganz von der Welt

entfernt hält und auf mich selbst und die Natur beschränkt. Die Jagd im Winter und Baum- oder Blumenzucht im Sommer sind meine Beschäftigungen; so bin ich seit drei Jahren nicht von meinem Gute gekommen."

„Beneidenswerthes Loos eines alten Mannes, der in seiner Selbstpflege durch keine Pflichten gegen die Welt gestört wird."

„Ich bin genügsam."

„Als ich einfuhr, fürchtete ich, Sie nicht daheim zu treffen. Fast alle ihre Fenster sind geschlossen, ich sah kein Leben im Hofe."

„Ich bewohne ein paar Zimmer nach der Gartenseite; was soll ich mit den früheren Prunk- und Gastgemächern, die mir wohl vor zwanzig und mehr Jahren, als noch der Hof zuweilen zur Jagd eintraf, nöthig waren, nun aber seit drei Jahren unbenutzt stehen! Sie sollen aber ein anständiges Logis haben. Kein Leben im Hofe sagen Sie; mein ganzes Personal besteht aus einem alten Jäger, dessen Frau mir Haus hält, einem Bedienten, der zugleich Gärtner ist, und, außer einer Magd, aus dem Knechte, der Sie empfing und theils im Gemüsegarten arbeiten, theils meine Hühner warten muß. Pferde halte ich nicht mehr, das Gehen thut mir wohl und weiter, als meine Füße tragen, komme ich nicht. Jäger, Bediente und

Magd sind heute Nachmittag auf dem Jahrmarkt in Schönefeld und müssen gleich eintreffen."

„So bewirthschaften Sie nicht selbst Ihr Gut?"

„Was soll ich alter Mann ohne Familie eine Wirthschaft halten? Ich habe die Oekonomie, deren Gebäude dort hinter dem Garten liegen, schon seit Jahren verpachtet. Sterbe ich einmal, so fällt Horstenbeck an den Sohn meiner verstorbenen Schwester, der auf der Forstschule im Sächsischen ist, und dann machen kann, was er für gut hält."

Beide Männer waren unter diesem Gespräche an die Pforte gekommen. Im Hofe hatte unterdessen der Kutscher den wiedergekehrten Knecht, der sich wunderte, daß die Pferde ausgespannt werden sollten, gezwungen, ihm zu helfen und den Stall anzuweisen. Als dies der Forstmeister sah, rief er: „Besorge die Pferde, gehe zum Pächter und hole Heu und Hafer! Schöne Thiere, lieber Graf."

„Immer eine Passion gewesen, gute Pferde zu haben."

„Weiß es. Treten Sie in mein Haus ein; es soll bald für Ihren Empfang gesorgt werden." Der Forstmeister sprach dies vor der Freitreppe, indem er dem Grafen den Vortritt zeigte.

Das Peitschenknallen und Geräusch, welches die laute Unterredung des Kutschers mit dem Knechte und

das Ausspannen der Pferde verursachte, hatte auch bereits die Haushälterin, die vielleicht ein Sitzschläfchen gehalten hatte, an die Hausthür gerufen, die sich in dem Augenblicke öffnete, als der Forstmeister mit seinem plötzlichen Gaste vor der Freitreppe eintraf.

Die Frau des Jägers war eine hübsche, vielleicht ältere Erscheinung, als ihr frisches, schelmisches Gesicht zugeben wollte, und die Weise ihres Benehmens und ihrer Sprache, die einer besseren Bildung angehörte, ließ ein flüchtiges Lächeln um den Mund des Grafen auftauchen, als der alte Herr ihr zurief: „Lieschen, das blaue Zimmer für meinen Gast; dann besorge Imbiß und Abendbrot.“ Das Lächeln des Grafen mochte den Gedanken begleiten, daß Frau Lieschen wohl die Stellvertreterin einer Gattin bei dem nie verheiratheten Herrn gewesen und durch die Verheirathung an den Jäger versorgt worden sei.

Der Forstmeister führte seinen Gast die Treppe im stillen, geräumigen Hause hinauf in seine Gemächer, die zwar sehr prunklos und unordentlich, aber doch behaglich eingerichtet waren, und in die das Abendroth heiter hineinschien. Jagdstücke in Kupferstichen und eine Rehgeweihsammlung, nebst Gewehren und anderen Jagdwaffen, zierten und deckten die veralteten Wände. Der Forstmeister lud zum Sitzen und bat um Erlaubniß, sich einige Minuten entfernen zu dürfen.

Als der Graf allein war, trat er an das eine Fenster und schien in den großen, stark belaubten Garten zu blicken; er achtete aber nicht darauf, sondern hing seinen besonderen Gedanken nach, denn hier auf Horstenbeck wollte er sich zunächst für seine ferneren Pläne orientiren.

Frau Lieschen, mit einer frisch angelegten, weißen Latzschürze, erschien im Zimmer, einen Präsentirteller mit zwei Weinflaschen und kalter Küche und Servietten über dem Arme tragend. Beim Aufblicke des Grafen knixte sie zierlich, lächelte schelmisch und servirte mit gewandter Hand einen Tisch vor dem Sopha. „Wie weit ist das nächste Gut von hier?“ fragte der Graf anscheinend gleichgültig.

„Euere Gnaden meinen Mingen? Ei, in einer Stunde kann man zu Wagen dahin gelangen,“ versetzte Lieschen, indem sie den Frager noch schelmischer anblinzelte. Eben wollte dieser eine zweite Frage thun, als der Forstmeister eintrat, seine Abwesenheit entschuldigend, auf den gedeckten Tisch wies und zum Vesperbrote einlud. Er hatte einen feinen, grünen Rock, ein helles Beinkleid und blanke Stiefel angelegt. „Das ist gegen meinen Wunsch!“ sprach der Graf, als Lieschen mit einem wohlgefälligen Blicke auf den alten Herrn aus dem Zimmer ging. „Lieber Freund, Sie behandeln mich wie einen Fremden;

warum diese formelle Aufmerksamkeit?“ Der Graf schien absichtlich einen vertraulicheren Ton anschlagen zu wollen.

„Ist's gefällig?“ versetzte der Forstmeister, die Rede über seine Toilette unbeachtet lassend. „Nehmen wir Platz, ein Gläschen Wein wird Ihnen nach der längeren Fahrt behagen. Sind Sie weit hergekommen?“

„Nun, eine forcirte Tagestour. Sie kommen also gar nicht mehr hinaus?“

„Gar nicht; weiß kaum, was in der Gegend passirt, wenn es über eine Stunde Weges entfernt ist.“

„So wissen Sie auch nicht, daß Ihr alter Gegner, der Sie zu unserem Bedauern zu dem unwilligen Entschlusse brachte, Ihre Hof- und Staatsämter zu verlassen, seit wenig Tagen selbst hat weichen müssen?“

„Was? Der Heimburg? Das freut mich, lieber Graf, Sie bringen mir eine Freudenbotschaft, trinken wir darauf; nun wird's besser im Fürstenthum werden!“ In die Augen des alten Herrn trat der Glanz eines lange gehegten, befriedigten Grolls.

Ohne auf diese Hoffnung einer Verbesserung der staatlichen Zustände in Severn einzugehen, fragte der Graf Rottorff schnell, nachdem er getrunken hatte: „Sie haben den Heimburg wohl feit dem Rencontre nicht wieder gesehen?“

„Zu meinem größten Verdruß, ja; leider verfolgt mich seit einigen Monaten dieser Mensch bis in meine einsame Höhle. Hatte ihn schon vergessen; siehe da, wie ich vergangenen Winter auf der Jagd aus dem Holze auf die Landstraße trete, die durch mein Grenzrevier nach Mingen führt, kommt ein Wagen daher und wie ich ihn an mir vorüber fahren lasse, sehe ich den Heimburg darin sitzen. Konnte den ganzen Tag keine ordentliche Stimmung wieder gewinnen, alle Intriguen des Mannes fielen mir wieder ein; ich hätte, Gott verzeihe mir's, mein Jagdgewehr auf ihn anlegen mögen. Sie wissen, wie meine Herausforderung vom hochseligen Fürsten annullirt wurde, der ja ganz in Heimburg's Händen war."

„Ganz recht, schon auf der Universität wußte er den Erbprinzen in meiner damaligen Duellangelegenheit zwischen meine Pistole und seine Feigheit zu schieben. Courage hat er nur mit der Feder in der Hand. Aber was wollte er denn in Mingen?"

„Ich gab meiner Wirthschafterin, der Liesel, die viel Mutterwitz hat, den Auftrag, einmal auszukundschaften, was der Heimburg, der zeitweise Landesherr, hier in der Gegend, namentlich in Mingen, suche. Ich muß Ihnen vorher mittheilen, daß die verwittwete Frau von Mingerode vor circa einem halben Jahre auf das Gut ihres Mannes zurückgekehrt ist und ein

ganz enormes Vermögen besitzen soll. Ich habe nun erfahren, daß sie den Freund des seligen Majors, den Heimburg, der schon einmal im Interesse des Gutes gegen unsere fürstliche Domainenkammer und meinen Protest in Betreff der Forsten gewirkt hatte, aufgefordert habe, ihre Vermögensangelegenheiten zu reguliren; das hat er denn auch gethan und dafür genießt er die Freundschaft auf dem Gute."

„Freundschaft? Hm! Vielleicht speculirt er — möglicher Weise wird er, da er jetzt Zeit und Muße zu Privatberechnungen hat, Ihr Guts- und Grenznachbar."

„Davor soll mich Gott behüten! Ja, lieber Graf, ich will Ihnen eingestehen, daß mich sein öfterer Besuch und die Reise der Dame nach Severn etwas beunruhigte; ich mußte mir meine Nachbarin selbst einmal ansehen, ich beschloß, vor etwa drei Monaten, ihr einen Anstandsbesuch als Grenznachbar zu machen, wozu ich noch das Motiv hatte, daß sie mir, wahrscheinlich auf Heimburg's Veranlassung, den Tausch eines Wiesengrundes gegen ein Stück abgetriebenen Waldboden in einem sehr fein abgefaßten Schreiben antrug."

„Sie haben sie gesehen? Bitte, erzählen Sie, fanden Sie Ihre Befürchtungen wegen Heimburg's nicht gerechtfertigt?"

„Ich fand eine sehr schöne, hochgebildete Dame,

der man auf den ersten Blick Klugheit, aber auch Stolz absehen konnte. Es mag Heimburg, wie es scheint, die Absicht hegen, das Vermögen der Frau durch eine Heirath zu gewinnen; er soll vor Kurzem wieder auf Mingen gewesen, mit der Gutsfrau im Garten gesehen und überhaupt von der Dienerschaft schon für den künftigen Herrn angesehen sein, aber als ich der Dame gegenüber saß, konnte ich mir die Möglichkeit einer solchen Heirath nicht vorstellen, denn die ganze Erscheinung der schönen, jungen Wittwe schien mir nicht zu dem steifen, ernsten und gemessenen, überhaupt besitzlosen Heimburg zu passen. Er mag ihr nur durch seine Stellung, als Vertreter des Landesherrn im Fürstenthume, imponirt haben und sie klug genug sein, seine Aufmerksamkeiten durch ein zutrauliches Benehmen zu erwidern, um ihn zu reizen, ihre Angelegenheiten wie die eigenen mit größerem Interesse zu behandeln. Weiter kann ich mir die Freundschaft nicht deuten."

„Sahen Sie die Dame öfter?"

„Nein. Sie hat mich freilich, der guten Form nach, mit der Einladung entlassen, ihr zuweilen einen freundnachbarlichen Besuch zu machen und ihre Einsamkeit zu unterbrechen, denn mich alten Weißbart, der zweimal ihr Vater sein könnte, durfte sie schon mit gutem Anstande empfangen; indessen ich suche

keinen Umgang, ich bin nicht wieder dort gewesen, sie hat sich auch nicht weiter um den Nachbar bekümmert, denn ohne Zweifel hat Heimburg sie vor mir gewarnt."

„Freund; gerade um so eher hätten Sie dort ihre Nachbarschaft repräsentiren müssen; nehmen Sie mir meinen Tadel nicht übel, Sie haben eine Pflicht gegen sich selbst, das Einnisten des Heimburg, dessen Nachbarschaft von Oberhaus gottlob schon bei meines Vaters Lebzeiten ein Ende erreichte, an Ihrer unmittelbaren Grenze diplomatisch zu verhüten. Bedenken Sie, daß ein alter Feind, den die Politik neulich lahm gelegt, eine neue Gewalt erhalten würde, wenn er Herr von dem Gute Mingen und einem namhaften Vermögen würde, das wohl ziemlich bedeutend sein mag."

„Eine Million! Wohl wahr, aber es ist mir nicht glaublich."

„Alles möglich, Alles schon einmal dagewesen. Ich muß in Ihrem Interesse handeln; führen Sie mich bei der Frau von Mingerode ein, lassen Sie uns morgen eine Fahrt dahin machen."

Der Forstmeister zögerte. Es entstand eine längere Pause, da Lieschen hereintrat und zwei brennende Kerzen auf den Tisch stellte, und beide Herren jetzt erst daran erinnerte, daß das Zimmer dämmerig geworden war.

Als die Wirthschafterin sich wieder entfernt hatte, fuhr der Graf fort: „Ich möchte die Dame kennen lernen, um Ihnen mein eigenes Urtheil geben zu können, ob Sie zu Ihrer Sorglosigkeit berechtigt sind; es würde mir herzlich leid thun, wenn Sie in alten Tagen noch den unversöhnlichsten Feind zum Nachbar erhalten sollten.“

Herr von Horstenbeck war sehr finster in seiner nachdenklicheren Miene geworden; der alte Groll hatte sich durch aufgerufene Erinnerungen verstärkt. „So sei es; ja!“ sprach er plötzlich. „Sie sind ein besserer Menschenkenner, als ich alter Forstmann, der sich mehr um Wald und Wild, als um die List der Menschen bekümmert hat. Ich werde morgen früh einen reitenden Boten nach Mingen senden und uns auf elf Uhr anmelden lassen.“

Graf Rottorff lächelte befriedigt; er hatte erreicht, was er beabsichtigte. Die Unterhaltung gelangte nun bald auf andere Dinge. Um den alten Forstmeister in guter Laune zu erhalten, erzählte er ihm von der Wandlung der Regierungszustände in Severn, der Ernennung des königlichen Ministerialrathes von Bock zum vormundschaftlichen Chef der Regierung im Fürstenthume, von der Absicht des Königs, den Prinzen eine angemessene Erziehung am Hofe geben zu lassen, da dieselbe durch Heimburg in zu engherziger, parti-

cularistischer Weise vernachlässigt worden sei, von dem Ungehorsam Heimburg's gegen den königlichen Obervormund und der nothwendig gewordenen Absetzung, sowie von der Wichtigkeit eines engeren Anschließens des Fürstenthumes an den Großstaat, weil die fremdländische Dynastie, der die selige Fürstin entstamme, immer noch im Stillen agire. Alles dies erfreute den Forstmeister schon aus dem Grunde, weil sein alter Feind dabei um allen Einfluß gekommen war.

Auch nach dem späteren Abendbrote, welches Lieschen im Nebenzimmer servirt hatte, unterhielt man sich in heiterer Stimmung; der Graf ließ sich das Stillleben auf diesem Asyl eines alten, aus der Gesellschaft geschiedenen Mannes wohl gefallen, denn seine Gedanken hatten eine hinreichende Beschäftigung. So kam die Nacht heran, wo der Graf vom Forstmeister bis an das blaue Zimmer geleitet wurde, welches für den Gast von Lieschen sehr sauber eingerichtet worden war.

Als der Graf am andern Morgen erwachte, befand sich der vom Forstmeister abgeschickte, reitende Bote, dem der Pächter ein Ackerpferd geliehen hatte, bereits an der Mingener Gutsgrenze. Nach dem Frühstücke lustwandelte der Forstmeister mit seinem Gaste durch den Garten, um ihm seine Baumanlagen zu zeigen und ihn an den Lieblingsplatz zu führen, wo er auch

gestern geweilt hatte, als der Graf eingetroffen war. Nach neun Uhr schon kehrte der Bote zurück und bestellte, daß die Frau von Mingerode durch ihre Kammerfrau habe sagen lassen, sie würde mit Vergnügen die beiden Herren empfangen. — Sofort machten sich dieselben an ihre Toilette, worauf der Graf sich eingerichtet hatte. Auch der Kutscher hatte die reiche Livrée mitnehmen müssen, die er sonst in der Residenz bei Fahrten zu Hofe anzulegen pflegte. Der Graf selbst prüfte, als er in feinster Toilette mit dem ebenfalls sorgfältig gekleideten Forstmeister die Steintreppe hinab in den Hof stieg, den Glanz des Wagens, des Geschirres, der Pferde, des Kutschers; er lächelte, als der Forstmeister sagte: „Ein schönes Kapital, diese Equipage!“ Der Jäger und Hausmeister, Lieschen's Mann, hatte sogar seine beste Jagdlivrée angelegt, als er den Wagenschlag öffnete und beide Herren in die moderne Chaise hob.

Der Weg, den man fuhr, lief durch saftige Wiesen, üppiges Feldland und in erster Knospenentfaltung grünende Gehölze. Die Sonne schien nicht so klar und der Himmel war nicht so blau, wie gestern, denn es hatten sich Wölkchen gebildet, aber die Luft war wärmer und ruhiger. Präcise gegen zwölf Uhr rollte der Wagen die Pappelallee hinauf, welche sanft gegen das Gut Mingen aufstieg. Der Graf lenkte

seine Blicke mit besonderem Interesse auf diese Gegend, die Aecker und Holzungen und auf Lage und Aussehen des schloßartigen Gutshauses, und es schienen ihm die Erklärungen des Forstmeisters über die Vortrefflichkeit des Bodens, den Werth der Holzungen und den herrlichen Stand der Aecker besonders angenehm zu sein, denn er fragte noch mehr nach den Einzelnheiten.

In der That lag das Gut Mingen in einer prächtigen Gegend, wie ein Edelstein in der hügelichten Einfassung grüner Matten und Waldungen. Daß hier eine Dame mit ihrem Geschmack und Luxus herrschte, verrieth der Garten, durch den der Fahrweg vor das von Säulen getragene Portal des Hauses führte; ein großer Rasenplatz vor demselben, von Blumenbeeten und einem Wasserbassin unterbrochen, auf dem zwei weiße Schwäne schwammen, eine reiche Ausstellung tropischer Treibhausgewächse auf der breiten Steintreppe und unter der freien Säulenhalle, Blumenfenster und von Schlinggewächsen erreichte Balkons in der Beletage, seitwärts auf einem kleinen Hügel eine Volière mit Singvögeln und ein chinesischer Giebel von Tauben belebt, überall sauber geharkte Wege, in welche der Wagen die erste frische Spur eingrub, Alles entsprach dem Geschmacke des Grafen und übertraf seine Vorstellung.

„Sehen Sie,“ sagte der Forstmeister, „das sollte der Heimburg besitzen?“

„Denke nicht daran,“ erwiderte der Graf kurz und zerstreut.

Der Wagen hielt vor dem Portal, auf das eben die Sonne ihren vollen Glanz warf; ein Diener in glänzender Livrée, dem Residenzgeschmacke angemessen, erschien an der Thür und eilte hinab, um den Wagen zu öffnen; ein zweiter Diener, in dem Anzuge eines Salonkammerdieners in schwarzem Frack, mit herabhängenden Achselschnüren und in weißen, langen Kniestrümpfen, erwartete die Herren an der mit einem Teppich belegten und mit Statuen gezierten Treppe. Ein Hyacynthenduft erfüllte den inneren Raum des Hauses. Der Graf fühlte sich wohl beim Eintritte, dem Forstmeister schien unbehaglich zu werden. Sie wurden in die Beletage und, durch eine kleine, in einen Hausgarten verwandelte Entree, in einen zierlichen Salon geführt, der mit offenen Thüren auf den Hauptbalkon mündete, und durch herabgelassene, rothgestreifte Gardinen ein sanftes, rosiges Licht von der durchscheinenden Sonne erhielt. Der Graf gewann hier Zeit genug, sich umzusehen, das lebensgroße Oelgemälde des bei Leipzig gefallenen Majors in Uniform, die kostbaren Vasen auf den weißen Marmortischen unter den Spiegeln, die grünen Seidensessel ringsum

zu betrachten, während der alte Forstmeister scheinbar gleichültig auf eine Thür am Ende des Salons sah, als erwarte er hier jeden Augenblick das Erscheinen der Dame des Hauses. Diese ließ auch die angemeldeten Herren nicht lange allein; die Thür öffnete sich, ein Livréediener trat zurück und Frau von Mingerode, an der Hand ihre zwölfjährige Tochter, schritt mit der stolzen Grazie einer vornehmen, schönen Weltdame über die Schwelle, erwiderte die Verbeugung der Herren mit einer edlen, formellen Verneigung und warf einen raschen, vorsichtig prüfenden Blick auf den Grafen, als der Forstmeister die Vorstellung seines Begleiters mit wenigen Worten einleitete.

„Meine Gnädige," hub der Graf an, „ich würde es mir niemals, als einen Verstoß gegen die gute Sitte und eine Ungerechtigkeit gegen mich selbst, verzeihen können, wenn ich die Gelegenheit, welche mich in diese Gegend führte, nicht benutzt hätte, das Glück Ihrer persönlichen Bekanntschaft mit der Pflicht zu verbinden, Ihnen meine Huldigung darzubringen."

Frau von Mingerode spielte bei niedergeschlagenen Augen mit ihrem Fächer, machte dann plötzlich eine einladende Bewegung mit der Hand nach zwei, augenscheinlich für die Angemeldeten bereits placirten Sesseln, bewegte sich gegen einen, denselben gegenüber stehenden Polsterstuhl, blieb vor diesem so lange stehen, bis der

Graf seine erste Anrede vollendet hatte, wiederholte die einladende Handbewegung und ließ sich nieder. Der Forstmeister that jetzt desgleichen, der Graf zögerte, in das Anschauen der schönen Frau vertieft, und fragte schnell, um dem ihm begegnenden Blicke derselben seine unfreiwillig in die Miene gekommene Wärme zu verbergen: „Ihr Fräulein Tochter?“

Sie lächelte mit einer zustimmenden Kopfbewegung, als hätte sie es nicht für nöthig oder schicklich gehalten, ein Selbstverständniß noch mit erklärenden Worten zu begleiten, und sprach, indem Adele, die Tochter und der Mutter unreifes Ebenbild, sich bescheiden seitwärts niederließ, und der Graf Platz nahm, zum Forstmeister: „Sie sind ein sehr seltener Gast, Herr Nachbar.“

„Ja, ja, liegt in den Verhältnissen eines alten Einsiedlers,“ polterte der Forstmeister; „komme selten über mein Revier, wenn's nicht einmal bei solcher Gelegenheit ist.“

Jetzt hatte der Graf sich mit diplomatischem Scharfblicke hinlänglich orientirt, um seine beobachtende und abwartende Haltung zu wechseln; er war zugleich über den angenehmen, sinnlichen Eindruck, den die erste Erscheinung der schönen Frau auf ihn gemacht hatte, so weit Herr geworden, daß er selbst einen Eindruck auf sie zu machen beabsichtigte. In der That war

Frau von Mingerode eine Dame von Anmuth, Schönheit und, wie der Graf zu erkennen glaubte, nicht nur von Stolz, sondern auch Lebensansprüchen. Eine edle, zierliche, aber in den Formen sanft gefüllte Gestalt, verband sich ihre natürliche Grazie mit dem Anstande einer feinen Bildung; ihre Sprache klang rein, melodisch und die schönen, klugen Lippen entblößten dabei die weißesten, kleinen Perlzähne; ihre Haut war so rein und weiß, wie Milch, ihre Wangen hatten den zarten Anflug der Lebensfrische, ihre Augen, ruhig und offen, von langen, braunen Wimpern beschattet, strahlten wie ein blauer Sonnenhimmel; ihre hohe Stirn, von edlen, schön gezeichneten Brauen emporsteigend und durch eine, über die Schläfen fallende Fülle des dunkelblonden, glänzenden und seidenzarten Haares begrenzt, verrieth Intelligenz, Selbstgefühl und Hoheit. Kein Gold- und Edelsteinschmuck zierte ihre Toilette, die in einem weißen, tief ausgeschnittenen, die schöne, gewölbte Brust unbedeckt lassenden, an den Grenzen des Anstandes mit kostbarem Spitzenbesatze versehenen Kleide bestand, das ein blaues Band um die zierliche Taille fesselte und dessen untere Garnitur verrätherisch den kleinen, gewölbten Fuß im weißseidenen Strumpfe und Schleifenschuh unbedeckt ließ. Ein großes Brüsseler Spitzentuch fiel, nachlässig umgeschlagen, von den Schultern über die Arme nieder,

deren weiße Formen in den kurzen Puffenärmeln es leicht umhüllte. Tief unten am Busen steckte im Gürtelbande ein Veilchensträuschen, dessen balsamischer Duft bis zu den Fremden drang.

Graf Rottorff hatte die Toilette der Dame mit dem Kennerblicke eines erfahrenen, galanten Weltmannes geprüft und sich heimlich gesagt, daß in dieser schönen, einsam lebenden Wittwe die Eitelkeit der Welt und das Gefühl der Ansprüche an das Leben noch nicht erloschen, daß hier noch ein stilles Empfängniß für die Anerkennung des männlichen Auges vorhanden sein müsse und angesprochen werden dürfe. In dieser Ueberzeugung begann er jetzt seine Unterredung:

„Gnädige Frau, Ihre Einrichtung zeugt von einem so auserwählten Geschmacke, daß ich mir die früher unverständliche Zurückgezogenheit erklären kann, die Ihre Gegenwart dem Hof- und Gesellschaftsleben entzieht. Es wird Ihnen wohl schwer werden, dies selbstgeschaffene Paradies zu verlassen."

„Ist Eingezogenheit nicht das Loos der Wittwen?" erwiderte sie; doch glaubte der Graf in dem heiteren Tone und Blicke der Frau die Zulassung einer Widerrede zu erkennen und versetzte schnell: „Ei, wie unglaublich klingt das von Ihren Lippen! Ich möchte Ihnen daraus einen Vorwurf machen, wenn ich ein

Recht auf Ihr Vertrauen besäße.“ Als ihn der Blick der Dame etwas ernster traf, lenkte er in die Worte ein: „Allerdings ist es hier ein lieblicher Aufenthalt; Sie scheinen eine Blumenfreundin zu sein, das bestach mich sogleich beim Einfahren und verhieß mir, in der edlen Besitzerin eine Dame kennen zu lernen, welche wenigstens diese Sympathie mit mir theilt. Aber Blumenliebhaberei findet ihre Freude auch daran, daß fremde Augen sich an den Gegenständen unserer Lust und Pflege ergötzen.“

„Wünschen Sie einen Gang durch meinen Garten und meine Gewächshäuser zu machen, so werde ich Befehl geben, Sie dort umherzuführen.“

„Darum möchte ich später bitten. Sie weilen doch nur in den Sommermonaten auf dem Gute?“

„Winter und Sommer, wie ich's auch mache,“ fiel der alte Forstmeister ein, dem die Parade vor den Augen der Dame bereits lästig zu werden und der das Gespräch abkürzen zu wollen schien.

„Auch an den langen Wintertagen?“ fuhr der Graf mit verstelltem Erstaunen fort. „Hm! freilich, es existirt kein Hof zur Zeit in Severn, der begüterte Adel ist unter den seitherigen, etwas unerquicklichen Verhältnissen an fremde Höfe ausgewandert; aber, meine Gnädige, warum erfreuen Sie nicht einmal die Aristokratie und den Hof in der königlichen Residenz,

wo Sie mit offenen Armen empfangen würden? Sie gehören in die Welt, Sie sind der Gesellschaft Pflichten schuldig, Sie dürfen sich in Ihren, eine unabsehbare Zukunft fordernden Jahren nicht isoliren; nein, das dürfen Sie nicht."

„Herr Graf; es ist mir der ländliche Aufenthalt eine angenehme Gewohnheit geworden; auch bin ich, als eine Halbfremde, am königlichen Hofe und der dortigen Aristokratie nicht bekannt."

„Dann gestatten Sie mir, daß ich von Seiten der Königin eine Einladung an Sie vermittele."

„Sie sind ein sehr galanter Herr, ich begreife nur das Interesse nicht, welches Sie an meiner Weltstellung nehmen."

„Nennen Sie mich ungalant, wenn ich Ihnen gestehe, daß es das Interesse an der Gesellschaft, vielleicht auch des Eigennutzes ist, welches mich mit Eifer erfüllt, ihr eine Abtrünnige wieder zuzuführen, die durch ihre Abgeschlossenheit die Welt kränkt und gegen sich selbst unmöglich wahr sein kann. Ich möchte mir um die Gesellschaft ein Verdienst erwerben."

Durch die blauen Augen der Dame zog eine flüchtige Wolke momentaner Verstimmung. Der Forstmeister rückte ungeduldig auf dem Stuhle, denn das Gespräch behagte ihm nicht, und er platzte mit den Worten heraus: „Nun, was ist's denn, wenn man

das Weltleben satt hat? Eine ganz natürliche, wahrhaftige Situation. Und die gnädige Frau ist auch gar nicht so einsam, wie Sie denken, lieber Graf; Herr von Heimburg, der die Ehre hat, der Frau von Mingerode bekannt zu sein, hat im letzten Winter einige Male den Triumph gehabt, die gnädige Frau in Severn zu empfangen."

Nicht nur die Dame verrieth eine leichte Unruhe, als sie den alten Forstmeister mit einem gespannten Blicke fixirte, sondern auch der Graf ließ, seinen Aerger beherrschend, nach ihm hinspielen und fiel schnell ein: „Sie kennen Herrn von Heimburg?"

„Er war ein Freund meines Gemahls; an ihn wandte ich mich, um meine Angelegenheiten ordnen zu lassen; doch es wird Sie interessiren, Herr Graf, daß er der Urheber dieser Garten- und Blumenanlagen ist, die Ihren Beifall fanden."

„Er? Ei, diesen Geschmack habe ich dem mit Akten verkehrenden Manne nicht zugetraut," versetzte der Graf, der dem Feinde ein seiner Empfindung widersprechendes Lob ertheilen mußte und den Ton der Ironie nicht ganz unterdrücken konnte; der Forstmeister gab seinem feindlichen Grolle in der Bemerkung Ausdruck: „Es ist der Mann ein vortrefflicher Rechenmeister," und schien den Grafen dadurch anregen zu wollen, auf den vermeintlichen eigentlichen Zweck seines Besuchs,

die Aushorchung der Dame über die Stellung des Oberregierungsrathes zu ihr, nunmehr directer einzulenken. Graf Rottorff, der die sichtbare Ungeduld des Forstmeisters ebensowohl wie jede der Dame unangenehme Berührung ihres Privatlebens unterdrücken wollte, ergriff schnell das Wort, um der Dame, deren Miene eine andere Unterhaltung zu wünschen schien, nicht Zeit zu lassen, ein ganz anderes Thema zu betonen. „Es ist sehr zu bedauern, daß der talentvolle Mann seine Organisationsgabe nunmehr, durch einen mir unerklärlichen Eigensinn, der Verwaltung des Fürstenthums entzogen hat; Sie werden das Ereigniß kennen, meine Gnädige, und muthmaßlich mein Bedauern theilen."

„Sollten Sie ihn wirklich bedauern, Herr Graf?" fragte Frau von Mingerode mit einer fein betonten Ironie und indem sie einen festen Blick auf den Gefragten richtete.

„Zweifeln Sie daran? Vielleicht wissen Sie, daß ich mich in der, für den angedeuteten Fall nicht ganz angenehmen Lage befinde, die vormundschaftlichen Befehle Seiner Majestät ausführen zu müssen."

„Ich weiß, Herr Graf, daß Sie ein Mann von großem Einfluß sind; ich bin als Weib der Politik fremd und habe daher auch kein Urtheil über die öffentliche Stellung der Männer zu einander. Für mich ist

Herr von Heimburg immer nur Privatperson gewesen, und ich dachte mir, daß ein Mann, der so viel Einsicht in Anordnung meiner, damals ziemlich verwickelten Angelegenheiten zeigte, auch die eines Staates tüchtig leiten könnte."

„Verzeihen Sie mir eine Indiscretion, meine Gnädige," sagte der Graf, indem er sich den Handschuh langsam von der linken Hand zog und darauf niedersah; „hat Herr von Heimburg niemals meiner Stellung zu ihm gegen Sie erwähnt? Es läge mir dann viel daran, Sie aufzuklären."

Frau von Mingerode zögerte etwas mit der Antwort; dann antwortete sie: „Es konnte nicht ausbleiben, daß von einem Manne die Rede war, der eine hervorragende Stellung in der Welt, namentlich in Bezug auf dies Fürstenthum, einnimmt; doch lassen wir die politischen Dinge ruhen, ich bin ihnen mit Kopf und Herzen gänzlich fremd."

Man konnte es dem Forstmeister längst ansehen, daß es in seinem Innern nicht ruhig war und sein Groll mit der Schranke des Anstandes und den behütenden Seitenblicken des Grafen kämpfte; er drehte seine in der Unruhe ausgezogenen Handschuhe strickförmig zusammen, als wollte er sie ausdrücken, strich sich jetzt unter kurzem, künstlichen Hüsteln den weißen Bart und fiel, als die Dame geendet hatte, schnell

vor dem Grafen ein: „Ihnen kann es nur angenehm sein, daß Herr von Heimburg der öffentlichen Geschäfte überhoben ist, denn er wird sich nun gänzlich Ihren Privatangelegenheiten widmen können."

„Daran ist nichts mehr zu ordnen," unterbrach die Dame etwas kurz und scharf.

„Ich meine diese Gartenanlagen, den Schutz, den doch eine allein stehende Dame nöthig hat," setzte Herr von Horstenbeck mit etwas polternder Stimme hinzu.

„Ich bin durch meine Vergangenheit darauf hingewiesen worden, mich selbst zu beschützen und zu bestimmen," versetzte Frau von Mingerode mit Entschiedenheit. Der Graf, welcher dem Forstmeister einen unwilligen, mit einer belächelnden Miene begleiteten Blick zugeworfen hatte, beeilte sich, das Gespräch wieder zu beherrschen, indem er begann: „Sie haben mir mein Anerbieten nicht abgeschlagen, gnädige Frau; ich darf mich der Hoffnung hingeben, daß Sie einer Einladung des Hofes zur bevorstehenden Geburtstagsfeier der Königin kein Hinderniß entgegenstellen wollen."

„Ein formelles, ja! Würde es nicht eigenthümlich sein, wenn S i e diese Einladung veranlaßten?"

„Ich, ein Wittwer, Vater einer bald neunzehnjährigen Tochter? Ich würde sogar nicht die geringste

formelle Inconvenienz darin erblicken, wenn die Königin mich zu Ihrem Ehrencavalier beföhle. In der That, Gnädige, Sie müssen den königlichen Hof, die Aristokratie dort kennen lernen, die gleichmäßige ländliche Schönheit der Natur zu Zeiten wechseln mit den anregenden, immer neuen Lebensbildern der Salonwelt; bei Gott, Sie sind nicht dazu bestimmt, mit Blumen, sondern mit Menschen zu verkehren, nicht sich in Rosen zu begraben, sondern wie ein frischer Frühling aufzuerstehen und die Blüthen des Lebens auch auf die Wege Anderer zu streuen."

Bis jetzt hatte die Dame mit einem gleichgültigen Lächeln ihren Fächer spielen lassen; als der Graf aber mit Wärme fortfuhr: „Das Weib, das weibliche Herz darf nicht vereinsamen, es fordert seine Natur, daß ihm gehuldigt werde," da warf sie einen schnellen, behütenden Blick auf ihre, bisher theilnahmlos dasitzende Tochter, erhob sich vom Sessel und sah den Grafen beherrschend an. Er und der Forstmeister folgten ihrem Beispiele und Letzterer sogar mit einer Eile, als könne er die Zeit der Entfernung nicht abwarten.

„Sie wünschten meinen Garten zu sehen, Herr Graf," sprach sie mit vornehmer Betonung; „ist es Ihnen etwa gefällig?"

„Ich freue mich dieser Erlaubniß; doch wage ich

die Bitte, daß es Ihnen gefallen möge, uns zu begleiten."

Nach kurzem Bedenken, vielleicht die Frage der Convenienz flüchtig erwägend, sprach sie: „Ich werde mit Ihnen im Garten zusammentreffen," darauf machte sie eine graziöse Verbeugung, sah ihre Tochter an und schritt, von dieser begleitet, aus der Thür, durch welche sie eingetreten war. Der Graf sah ihr gespannt nach. Als der Forstmeister sich mit den Worten an ihn wendete: „Lassen Sie uns bald aufbrechen, mir wird hier unheimisch," schien der Graf aus einer momentanen Selbstverlegenheit zu erwachen. „Kommen Sie," erwiderte er hastig in Wort und Geberde, „wir wollen in den Garten gehen."

An der breiten Treppe angelangt, harrte ihrer bereits ein Diener, um sie zu führen. Der Graf lehnte dessen Begleitung ab. Sie stiegen in den Garten hinab und schlugen den Weg nach dem Glashause ein. Beide waren mit ihren Gedanken zu beschäftigt, um darauf zu achten, daß die Sonne weniger hell schien und die Ferne in Wolkenschatten lag; es thürmte sich über dem Walde dunkles, stahlgraues Gewölk auf, obgleich die Luft so ruhig warm war, daß sich kein Blättchen bewegte.

„Nun," begann der Forstmeister, „haben Sie's nun gemerkt?"

„Was?“

„Der Heimburg sitzt hier fest im Sattel; ich möchte eine chinesische Mauer zwischen beiden Gütern aufziehen lassen, funfzig Fuß hoch.“

„Ich denke nicht daran.“

„Wie? Was? Hat sie nicht den Heimburg in Schutz genommen, als sei er schon ihrer eigenen Ehre Schirm und Schild, lächelte sie nicht bei Ihrer Rede, als wüßte sie Alles schon besser? Ich mag diesen Garten gar nicht sehen, den der Mann, den ich hasse, für sein eigenes Vergnügen ausgeschmückt hat.“

„Freund, Sie sind kein Weiberkenner, Sie fielen mir einige Male in die Parade und machten die Baronin vorsichtig; hätten mir beinahe die Situation umgeworfen; Sie sind in Ihrem Groll zu direct; hier muß man auf Umwegen gehen; überlassen Sie mir allein die diplomatische Leitung, verhalten Sie sich als Zuschauer.“

„Aber Sie haben doch gehört, was der Heimburg hier bedeutet.“

„Bis jetzt bedeutet er nichts.“

„Potzblitz!“

„Ich sage Ihnen, lieber Freund, soweit ich Weiber kenne und diese Frau durchblickt habe, ist eine Verbindung derselben mit Heimburg eine psychologische Unmöglichkeit.“

„Ja, nun glaube ich, daß Alles, was ich hier sehe, Haus, Garten, Bäume, nur Vision ist; dann denken Sie wohl gar, daß die Gnädige an den königlichen Hof kommt?“

„Gewiß.“

Der alte Forstmeister blieb stutzig stehen und starrte den lächelnden Begleiter an, als sei er der Meinung, daß ihn jener zum Besten haben wolle.

„Lieber Horstenbeck,“ sprach Rottorff, indem er in den Arm desselben griff und ihn tiefer in den Garten führte, um den Blicken von den Fenstern des Hauses zu entgehen, „was ich einmal beginne, das setze ich durch, und wäre Heimburg wirklich auf dem Wege, sich hier festzusetzen, so müßte er hinunter, wenn nicht die schon geschehene Verbindung der Ehre und dem entschiedenen Sinne der Baronin ein Opfer der Selbstverleugnung abnöthigte. Aber darüber beruhigen Sie sich; diese Dame wird den Heimburg wohl achten und ihm danken, aber diesen Mann niemals lieben können. Stolz und Lebenslust wohnen in ihrer Natur, ihre ländliche Retraite ist Verstimmung, Eigensinn, Laune; der Stolz erlaubt ihr nicht, einen Mann zu heirathen, der plötzlich ganz isolirt und von dem Adel und Hofe gehaßt dasteht; die entlarvte Lebenslust in ihr sträubt sich, das Schicksal dieses mit der Gesellschaft zerfallenen Mannes zu theilen; der Stolz, dem das Bewußtsein

der Schönheit nicht fremd geblieben ist, wird nicht erlauben, daß ein Mann um ihr Vermögen buhlt; ihre ganze Erscheinung spricht dafür, daß sie selbst der Preis der Huldigung sein will. Ich erinnere mich, daß sie mit dem Major nicht ganz übereinstimmend gelebt haben soll; sie ist vielleicht früher einsam gewesen; jetzt Herrin ihres Willens, weiß sie nicht recht, was sie als Wittwe mit ihrem Vermögen beginnen, wie sie die Welt genießen soll, das muß ihr gezeigt werden, dazu will ich ihr Winke geben."

„Versuchen Sie es; ich bleibe ein ungläubiger Thomas. Mir wird erst wieder wohl, wenn ich über meine Grenze gefahren sein werde, um nie wieder die Gartenanlagen Heimburg's bewundern zu brauchen. Verstehe mich nicht auf Verstellungskünste."

„Hören Sie, ich werde ein diplomatisches Stückchen versuchen; verhalten Sie sich dabei als Zeuge ruhig und gleichgültig; ich will den Uebergang zu einer persönlichen Bewerbung machen."

Herr von Horstenbeck blieb abermals verdutzt stehen und rief: „Wa — wa — was?" Der Graf lächelte; der Forstmeister schüttelte den Kopf, sagte: „Sie kommen zu spät, versuchen Sie's," und schritt weiter.

„Aber freuen wir uns über den Garten," begann der Graf. „Sehen Sie hier diesen prächtigen Blumenkorb vor dem Glashause. Treten wir ein; ein

Papagei schaukelt sich in der offenen Vorhalle. Was ist das? Ein Posthorn? Es wird doch kein weiterer Besuch hier eintreffen?" Der Graf horchte nach der Gegend, woher das Hornsignal eines Postillons erscholl.

„Das kommt aus dem Dorfe Mingen," erklärte der Forstmeister; „der Pächter des Wirthshauses hält Relaispferde und die Straße von Severn nach Schönebeck läuft hinter dem Gute weg. Es hat sich seit wenigen Minuten ein leichter Luftzug von dort her aufgemacht, der den Schall so deutlich herübertreibt. Potzblitz! Sehen Sie einmal das Gewölk dort über dem Walde; auf Horstenbeck muß es schon regnen; wenn das Gewitter herüberzieht, dann sitzen wir hier fest."

„Glaube es nicht; der Wolkenzug ist nach rechts gerichtet. Da kommt die Baronin; sehen Sie diese liebliche Erscheinung, den Mädchengang, die veränderte Toilette. Sie kommt ohne ihre Tochter; nun, Alter, was habe ich gesagt?"

„Daß wir nur mit Ehren wieder fortkommen."

„Gehen wir ihr entgegen."

Frau von Mingerode hatte einen italienischen, runden Strohhut mit weißer Straußfeder auf das Haar gesetzt, ein rothes Kaschmirtuch übergeworfen und einen offenen Sonnenschirm in der Hand; hinter ihr lief ein

schneeweißes, seidenzottiges Schooßhündchen mit einem rothen Halsbande nach. „Dies Hündchen sagt mir, daß hier ein unbefriedigtes Herz wohnt," sagte der Graf halblaut, indem er mit feiner Tournüre der Dame entgegeneilte.

„Meine Gnädige," begann er, „ich bewundere Ihr Paradies und doch kann ich mich nicht recht darüber freuen."

Diesmal hefteten sich der Baronin blaue Augen mit dem Ausdrucke eines träumerischen Sinnens in den lebhaften Blick des stattlichen und gewandten Weltmannes. Sie lächelte und fragte: „Waren Sie schon im Glashause?"

„Noch nicht, meine Gnädige."

„Sie sprachen von Paradies; ich vermuthete, daß Sie damit die Tropenwelt andeuten wollten, die freilich erst in ihren ersten Anfängen repräsentirt ist, aber die einen besonderen Reiz für mich hat. Das Bizarre der Gestalten spricht mich an; Sie wohl weniger."

„Ein geistreicher Kenner der Menschenseelen hat einmal den Ausspruch gethan, daß die Sinnenlust an bizarren Gestalten der Verrath eines unbefriedigten Gemüthes sei, daß vereinsamte Herzen zum Exempel die Cactuspflanzen liebten; ich war bisher geneigt,

diese Behauptung für maßgebend zu halten, Ihnen gegenüber beginne ich zu zweifeln."

Die Baronin warf einen flüchtigen, heimlichen Blick nach dem Forstmeister, der einige Schritte zurückgeblieben war und gleichgültig auf eine junge Rosenanpflanzung niedersah; dann erwiderte sie: „Sie scheinen in Ihren Ansichten schnell zu wechseln, Herr Graf; wenn der geistreiche Mann doch Recht hätte." Rottorff stutzte etwas über diese, mit heiterer Leichtigkeit gesprochene Entgegnung und er glaubte das Richtige getroffen zu haben, wenn er dem Gedanken Raum gab, daß die Gegenwart des Forstmeisters die Dame im Salon zu der strengen Form ihres Benehmens veranlaßt habe; im Herzen wünschte er jetzt den alten Herrn zu allen Teufeln, als er dem schelmischen Auge der Baronin mit einem heißeren Blicke zu antworten wagte und sagte: „Ich würde mich glücklich fühlen, wenn Ihr Gefühl noch recht viele meiner Meinungen bestätigte. Aber, schöne, glückliche Frau, was könnte Ihnen fehlen, was Sie nicht durch Ihren Willen sofort besitzen könnten?" Sie sah ihn ernster an, sie ließ sogar einige Momente lang den heißen Blick des Grafen auf sich mit empfangenden Augen einwirken, sie schien eine zögernde Antwort auf der Lippe zu haben, da trat der Forstmeister mit festem Schritte heran und sie sprach schnell mit leichtem Tone: „Einst-

weilen fehlen mir noch einige Palm- und Farrenarten, die ich am Rhein im Glashause eines Professors sah, der sie durch Alexander von Humboldt oder Bonpland aus den Jardins des plantes in Paris erhalten hatte, und die ich mir bislang trotz aller Mühe und Opferbereitwilligkeit nicht erwerben konnte."

„Aber hat denn der Herr von Heimburg keine Connexionen bei größeren Höfen?" fragte der Graf mit einer über ihn gekommenen Ironie. Als sie schwieg, fuhr er schnell fort: „Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen diesen Mangel ersetzen helfe; wir haben in den königlichen Gärten der Residenz eine ganze Tropenwelt; die Königin liebt sie besonders; Sie würden dort einen reichen Genuß Ihrer Liebhaberei finden und schon aus diesem Grunde muß ich Sie nach der Residenz zwingen. Es wird mir eine große Freude gewähren, schon in der nächsten Zeit diejenigen Pflanzen hierher zu senden, welche Sie wünschen."

„Eine gesunde Buche oder Eiche oder Fichte ist mir lieber," warf der Forstmeister hin.

„Ich werde mir sogleich eine Notiz machen," sagte der Graf, ein prächtiges Portefeuille hervorziehend und einen Schritt seitwärts tretend, um die Baronin in das Glashaus vorangehen zu lassen. Er benutzte diesen Augenblick, um die Worte: „halten Sie sich möglichst entfernt" auf eine Visitenkarte zu schreiben, diese

dem Forstmeister in die Hand zu schieben und dann an die Seite der Dame zu eilen. Diese hatte auf das Anerbieten des Grafen noch nicht geantwortet; derselbe ließ ihr auch nicht Zeit dazu, sondern begann sogleich seine Freude über eine blühende, baumhohe Mimose zu äußern, vor welcher die Baronin stehen geblieben war. „Meine Gnädige," sagte er dann, „wenn Sie nach der Residenz kommen werden, so darf ich mich auch darauf freuen, die gütige Aufnahme, welche Sie mir hier zu Theil werden lassen, mit einem nicht minder freundlichen Empfange in meinem Besitzthum dort zu erwidern; Sie werden bei mir einen Park finden, der freilich mehr das Verdienst meiner Vorfahren, als das meinige ist, wo aber die moderne Gärtnerkunst Manches zu schaffen wußte, was Sie, als Freundin der Pflanzenwelt, interessiren könnte. Geben Sie mir bald Gelegenheit, Ihnen zu Ehren einen Sommerball in meinen Gartensalons zu veranstalten und die höhere aristokratische Welt um Sie zu versammeln."

Die Baronin hatte dies scheinbar ruhig, indem sie sanft lächelnd mit der Blüthe einer ausländischen Pflanze spielte, angehört; jetzt sah sie hinter dem Schutze des anmuthig geneigten Sonnenschirms nach dem Hündchen, eigentlich aber nach dem Forstmeister, und als sie diesen noch am Eingange stehen und mit dem

Papagei spielen fand, sprach sie, einen leuchtenden Blick zum Grafen aufschlagend: „Sie sind ein sehr galanter Cavalier; ich fühle mich in Verlegenheit Ihren schmeichelhaften Anerbietungen gegenüber."

Der Graf war wirklich ein Kenner der Weiberherzen; sein Scharfblick hatte bereits erkannt, daß in der schönen Frau sich die Eitelkeit des Weibes, wie eine Blume, im Sonnenscheine der galanten Huldigung entfaltete und in ihrem Kelche die angenehme Wärme der Schmeichelei auffing; seit der Zeit, daß sie sich aus der Welt zurückgezogen hatte, war ihr diese, dem weiblichen Herzen auch unbewußt bedürftige Galanterie der männlichen Aufmerksamkeit nicht zu Theil geworden, denn Herr von Heimburg verstand wohl den feinen Umgang mit Damen, aber nicht zu schmeicheln.

Sie schritten zwischen den Gewächsen langsam weiter, bald von den hervorstechendsten Blumen und Formen, bald von den Freuden der Residenz sprechend, die der Graf mit gewandter, oft sogar von der Baronin schelmisch belächelter Zähigkeit immer von Neuem an die gelegentlichen Momente anzuknüpfen wußte. Der alte Forstmeister kam der Weisung des Grafen so pünktlich nach, daß er sich sogar gänzlich aus dem Glashause entfernt hatte, was die Baronin nicht bemerkte, dem Grafen aber nicht entgangen war. Die eingehende, fast schelmische Unbefangenheit der Baronin

machte jenen kühner; er wagte nach einigen klugen Umwegen und Uebergängen, in welche die Frau von Mingerode zu folgen nicht abgeneigt war, und die das Gespräch auf die Tochter, die Nothwendigkeit einer ferneren Vollendung ihrer Erziehung in der Salonwelt, auf die katholische Religion derselben, die Flucht der Baronin vor den Bekehrungsversuchen und Vermögensgelüsten der rheinischen Priester und endlich auf die gegenwärtige und künftige Stellung der Dame selbst leiteten, endlich darauf hinzudeuten, daß sie ihre wahre und angemessene Stellung erst durch eine Wiedervermählung finden würde, da ein Wittwenstand in diesen Jahren und mit diesen natürlichen Berechtigungen für die Freude der Welt eine Abnormität sei. Das Wort: Wiedervermählung schien die Baronin weniger zu beunruhigen, als der Blick, den der Graf in diesem Momente in ihren träumerisch gewordenen, blauen Augenhimmel einbohrte; sie nahm plötzlich wieder die Haltung der vornehmen Dame an, wie sie früher im Empfangssalon erschienen war, sah um sich und sprach eilig: „Wo ist der Herr von Horstenbeck geblieben?“

„Er ist ein Freund der heimischen Natur und bewundert jetzt ohne Zweifel die herrlichen Buchen, Eichen und Fichten Ihres Gartens,“ antwortete der Graf, dessen Gesicht eine röthere Färbung und dessen Blick einen sinnlichen Glanz erhalten hatte. Die

Baronin wollte eben mit eiligerem Schritte den langen Gang zwischen den Gewächsen gegen die Entrée zurückkehren, als in der Vorhalle plötzlich der Forstmeister mit erregter, finsterer Miene und heftigen Schritten erschien und, die höfliche Form des Gastes einer Dame vergessend, in die polternden Worte losbrach: „Beeilen Sie sich, Graf, wir müssen fort, das Gewitter zieht herüber, schnell, schnell!“

Der Graf wußte sich das Benehmen des Forstmeisters, der doch als durchwetterter Landmann und Jäger das Gewitter nicht scheuete, nicht zu deuten, und sah ihn erstaunt an, wie er mit verdrießlicher Hast herankam und ihn nicht aus den Augen ließ, um ihn ohne Aufenthalt zu erreichen. Die Baronin, durch die Anzeige eines Gewitters veranlaßt, den Blick gegen das Glasdach und den Himmel zu erheben, bemerkte die hastigen Winke des Forstmeisters nicht, der an ihr vorüberdrängte, den Grafen erreichte, dessen Arm ergriff und ihm zuraunte: „Da sitzen wir in der Fuchsfalle; da ist er!“ — Und in der That überkam auch den Grafen ein Schreck, als er die Gestalt erblickte, welche eben an dem Eingange des Glashauses erschien; er war aber schnell wieder Herr über seine Stimmung, flüsterte dem Forstmeister zu: „Wir bleiben!“ und eilte der Baronin nach, die dem Neuangekommenen mit verlegener Begrüßung entgegen schritt.

Das Posthorn, welches vor einiger Zeit vom Dorfe Mingen herüber getönt hatte, war, wie der Forstmeister ganz richtig vermuthete, vor dem Hause des Relais- und Wirthschaftspächters geblasen worden; eine Extrapostchaise, die des Weges von Severn kam, hatte einen Herrn gebracht, der vom Wirthe mit großer Höflichkeit empfangen und beim Aussteigen bedient wurde. Der große, schlanke Herr, welcher mit ernstem, bleichen Gesichte von edler, griechischer Oval- und Profilform und mit einer ruhigen Sicherheit in der etwas steif aufrechten Haltung die Aufmerksamkeit des Wirthes kaum beachtete, die Einladung zum Eintritt in das Haus ablehnte und sofort, nach einem flüchtigen Gruße und einem prüfenden Blicke nach dem schwarzen Gewölk, seinen Weg nach der Richtung des Gutes einschlug, war „gnädiger Herr" titulirt worden und man sah auch seiner Erscheinung den stolzen, selbstbewußten, klugen und entschlossenen Mann des vornehmen Standes an. Sein schwarzes Haar, namentlich der schmale, kurze Backenbartstreifen, waren im Ergrauen begriffen, unter den starken, schwarzen Brauen aber lag ein Paar dunkler, festblickender Augen. Er trug einen schwarzen Cylinderhut, ein weißes Halstuch, einen grauen, leichten, langen Ueberzieherock, und als er diesen in der Nähe des Gutes im Fortschreiten abzog und nachlässig über den Arm warf, bemerkte man,

daß er in einen schwarzen Frack und in eine weiße Weste gekleidet war. Er erreichte den Eingang des Parkes, wo die frischen Räderspuren eines Wagens im geharkten Wege seine Aufmerksamkeit erregten; da nur eine einfache Spur vorhanden war, so mußte die Baronin ausgefahren und noch nicht zurückgekehrt sein; das schien er zu denken, als er die Spur genauer betrachtete und sich von der Höhe des Ortes in der Gegend umsah. Er hatte aber kaum die Nähe des Schwanenteiches vor der Fronte des Hauses erreicht, als sein bisher ruhiger Blick mit funkelnder Schärfe die fremde, glänzende Reisechaise in einer Ecke der Stallgebäude erkannte. Schnell lenkte er seine Schritte dorthin und sein Fuß wurzelte am Boden; die feste, sichere Haltung schwankte, als er das Wappen am Wagenschlage, den mit halbem Leibe über eine Mauerzinne sich bäumenden Löwen, erblickte. Er sah umher und unwillkürlich machte er eine rückgängige Bewegung. „Ha! wie kommt dieser Intriguant hierher?“ sprach er laut genug, daß es Jemand, der in der Nähe gewesen wäre, hätte hören müssen. „Will dieser Blutfeind sich auch in mein Privatleben eindrängen? Soll ich ihm weichen, ihm das Feld räumen, um die Dame des Hauses zu schonen? Nein, schützen muß ich sie vor dem bösen Geiste, der sich in ihr, von mir gepflegtes Stillleben eingeschlichen hat; behaupten will ich meinen

Platz hier, Mann gegen Mann soll er mich uneingeschüchtert sehen! Was will er hier? Lockt ihn etwa das Gold, das schöne Weib? Gelüstet es ihm, mich hier zu verscheuchen, um auch hier meinen Einfluß zu lähmen? Wo hat er die Frau kennen lernen; wann? Wohlan!" Er schritt mit fester und stolzer Haltung auf die Treppe des Hauses zu.

Jetzt war er von der Dienerschaft bemerkt worden, die theils in der Villa beschäftigt war, theils mit dem Kutscher des Grafen in ihrer Stube saß und sich von der Stadt erzählen ließ. Ein Diener in Galla trat ihm auf der Freitreppe der Säulenhalle entgegen. „Ist Besuch hier?" fragte er so heftig und er warf dabei dem Diener den Ueberzieher so ungestüm in die Arme, daß jener stutzte und etwas wirr antwortete: „Ja, gnädiger Herr, der Nachbar, der Herr Forstmeister von Horstenbeck, ist mit einem Herrn Grafen von Rottorff zu angemeldetem Besuche eingetroffen."

„Angemeldet?"

„Ja, gnädiger Herr; einige Stunden vorher, durch einen reitenden Boten von Horstenbeck."

„Wo sind sie?"

„Im Garten, beim Glashause."

„Und die gnädige Frau?"

„Ist auch dahin nachgegangen." — Ohne weiter etwas zu sagen, schritt der Herr um das Haus,

gerade auf die Gegend des Glashauses zu. Seine Haltung wurde immer straffer und stolzer, seine Miene entschlossener. Als er um das Gebüsch bog, welches ihm den freien Blick auf das Glashaus noch entzogen hatte, gewahrte sein Adlerauge die hohe, breite Gestalt des alten Forstmeisters, welcher, die Hände auf den Rücken gelegt, das Gesicht gegen das aufsteigende Gewölk gerichtet hatte und eben herzhaft gähnte. Der alte Herr war aber kaum durch den festen Tritt des Näherkommenden aufmerksam geworden, als er erschrak, in eine sichtbare Verlegenheit gerieth, davon gehen, dann entschlossen stehen bleiben wollte, endlich aber seine eiligen Schritte nach dem Glashause lenkte.

Der Herr verdoppelte seine Schritte ebenfalls dahin und erschien bald in der Vorhalle des Gewächshauses, wo er stehen blieb und einen durchdringenden Blick auf die Anwesenden heftete; die wohlbemerkte, momentane Verlegenheit des Grafen und die verdrießliche Unruhe des Forstmeisters trieb ein flüchtiges, aber bitteres Lächeln auf seinen Mund. Als die Baronin auf ihn zueilte, zog er den Hut, trat ihr mit Anstand entgegen und zögerte mit der Anrede.

„Herr von Heimburg," sagte die Baronin, deren Wangen ein lebhafteres Roth erhalten hatten. „Sie finden in ungewöhnlicher Weise mein Stillleben durch den Besuch dieser Herren unterbrochen, die ich wohl

nicht mehr nöthig habe, mit Ihnen bekannt zu machen."

Der Graf ließ dem, gegen die Baronin sich verbeugenden Manne nicht Zeit zu einer Antwort, welche möglicherweise die Stimmung peinlicher hätte machen können, sondern beeilte sich, durch eine kühne Einmischung den gewünschten Ton anzugeben und Herr der Situation zu werden. „Ha!" sprach er heiter, „Herr von Heimburg; es ist allerdings ein unvermuthetes Zusammentreffen, aber Sie kommen mir wie gerufen, um Ihnen mein Compliment über Ihre Schöpfung hier persönlich machen zu können, die ich mit Vergnügen betrachtet und bewundert habe." Der Graf hatte darauf gerechnet, daß sein Gegner, mit dem er früher oft am Hofe zu Severn die rechte Form des äußerlichen Verkehrs beobachtet hatte, auch jetzt Hofmann genug sein würde, die Etikette gegen die Dame zu berücksichtigen und auf den angeschlagenen Accord einzugehen.

„Der Herr Graf ist auch ein großer Blumenfreund," sagte die Baronin, um dies Gespräch weiter zu führen.

„Ei," versetzte Herr von Heimburg mit feierlichem Ernste, „das ist mir neu; der Herr Graf versetzt mich ebenfalls in Bewunderung."

Der Forstmeister schritt hinter den, in das Freie

tretenden Personen mit grimmiger Miene her und gab seine verdrießliche Aufregung durch ein schnaubendes Athemholen kund.

„Ich habe," erwiderte der Graf, „mit der gnädigen Frau Baronin so eben darüber geredet, daß ich auch etwas zu Ihrer Schöpfung hier beitragen möchte, Ihre Fähigkeit in dieser Richtung war mir nicht bekannt; hätte ich es früher gewußt, daß Sie sich um die Frau Baronin verdient machten, so würde ich Ihnen die Auswahl in meinen Gewächshäusern in der Residenz und auf Oberhaus gern frei gestellt haben."

Herr von Heimburg antwortete zuerst mit einem Blicke, der so tief und verwundend sich in den des Grafen einbohrte, daß dieser sich beherrschen mußte, die Maske der unbefangenen, guten Laune vor dem Gefühle des beleidigten Ehrgeizes aufrecht zu erhalten; dann aber setzte jener hinzu: „Es scheint, daß wir uns von ganz neuen Seiten kennen lernen."

In diesem Augenblicke rollte der Donner über dem Walde; ein plötzlicher Windstoß sauste durch den Garten und trieb den Staub auf; es fielen vereinzelte Regentropfen; die Baronin erschrak, raffte ihr Hündchen auf und eilte dem Hause zu; die Herren begleiteten sie stumm. Erst unter der Säulenhalle blieb die Baronin stehen, wendete sich namentlich gegen den Grafen und sprach: „Ich bitte die Herren, das Ge-

witter in diesem Gartensaale bei einem Dejeuner abwarten zu wollen, welches ich sogleich dort einrichten lassen werde. Entschuldigen Sie, daß ich mich eine Zeit lang zurückziehe, um meine Tochter bei dem drohenden Unwetter nicht allein zu lassen."

Ein Bedienter, welcher mit einigen Regenschirmen unter dem Arme eben im Begriff gewesen war, nach dem Glashause zu eilen, als die Baronin mit ihren Gästen in der Säulenhalle eintraf, öffnete sogleich dicht neben dem Grafen eine Thür, die Baronin machte eine zum Eintritt einladende Bewegung und schritt mit ihrem Hündchen die Treppe hinauf. Der Graf trat sehr zerstreut über die Schwelle in den eleganten Gartensaal, den Orangenbäume und mythologische Bildsäulen zierten; er überlegte sich die Rolle, welche er, in Abwesenheit der Dame, gegen Herrn von Heimburg annehmen solle und sogar ein gemeinschaftliches Dejeuner mit Selbstverleugnung der wahren Gefühle möglich machen könne; um sich in dieser Rolle erst zu befestigen, schritt er, ohne sich nach seinen Begleitern umzusehen, durch den Saal, die Augen auf die Bildsäulen richtend, bis an das Fenster einer Balkonthür, sah hindurch, bemerkte, daß sein Kutscher mit dem der Baronin beschäftigt war, die Reisechaise vor dem zunehmenden Regen in die Remise zu schieben, wendete sich dann mit einer entschlossenen Energie gegen den

Saal zurück, um den Herrn von Heimburg auf das Gewitter anzureden und ein triviales Gespräch aufrecht zu erhalten, stutzte aber, als er nur den Forstmeister fand, der, wie ein lauernder Bulldog, mit grimmiger Miene auf die Thür sah, die sich hinter ihm geschlossen hatte, ohne daß Herr von Heimburg nachgefolgt war.

„Wo ist er?" fragte der Graf.

„Ha!" erwiderte der Forstmeister, der seine grollende Aufregung nicht mehr zurückhalten konnte, „wir sind von einem intriguanten Weibe hier zur Abfütterung eingestallt; mag es regnen oder gewittern, wir müssen fort!"

„Wo ist er?" fragte der Graf heftiger und sich der Thür nähernd.

„Ohne Zweifel bei der Baronin, um uns, wie ein paar in die Falle gegangene Füchse, auszulachen. Ich lasse den Wagen anspannen."

„Nein! Ich weiche nicht, keinen Zoll breit; ich behaupte das Terrain; wahrscheinlich fühlt er sich nicht stark genug, um es mit uns aufzunehmen, und zieht sich unter irgend einem Vorwande zurück."

Die Thür ging auf, das Gespräch verstummte. Ein Diener trat ein, mit den Gegenständen zur Servirung des Tisches beladen, der in der Mitte des Saales stand.

„Wo ist Herr von Heimburg?“ fragte der Graf.

„Ich kann es nicht sagen, ich komme aus dem Souterrain; befehlen der gnädige Herr, daß ich etwas bestellen soll?“

„Ja, sagen Sie der Frau Baronin, daß wir sie inständigst bitten ließen, uns bei dem Dejeuner ihre Gegenwart zu schenken und während des heftiger werdenden Gewitters unsere Gesellschaft anzunehmen.“

„Zu Befehl,“ antwortete der Diener, indem er eine kostbare, weiße Damastdecke über den Tisch legte und drei silberne Teller nebst Servietten und silbernen Messern und Gabeln arrangirte, drei Sessel an den runden Tisch rollte und dann hinauseilte. Beide Herren hatten ihm schweigend zugesehen. Blitz und Donner folgten rascher aufeinander, ein Platzregen schlug plötzlich an die Fenster und auf den Boden des Balkons und Gartens.

„So,“ sagte der Graf, um sich selbst und dem mürrischen Forstmeister die gute Laune aufzuzwingen. Der Himmel sorgt dafür, daß Keiner entwischen kann; Stich halten muß Jeder.“

„Was denken Sie zu thun?“

„Ei, lieber Horstenbeck, Ihnen die Besorgniß nehmen, daß der Heimburg Ihr Gutsnachbar wird.“

„Zu spät, viel zu spät, das merke ich jetzt. Beide werden sich jetzt über uns lustig machen.“

„Alter Forstmann! Auf einen Axthieb fällt kein Baum, das sollten Sie wissen. Ich bleibe nie auf halbem Wege stehen; mit Humor wollen wir unsere Intrigue fortspielen. Jetzt ist es mir lieb, daß der Heimburg uns hier in den Weg läuft; mit der Gabel in der Hand will ich meinen Gegner aus dem Sattel heben.“

Der Forstmeister schüttelte den greisen Kopf. Graf Rottorff legte die Hand auf dessen Schulter und sah ihn lächelnd an.

„So sagen Sie mir, was sprachen Sie mit ihr, während ich draußen vor dem Glashause Fliegen fing?“

„Ich habe mich überzeugt, daß Heimburg nicht im Herzen der Baronin irgend ein ausschließliches Recht erworben hat, daß sie in ihrer Natur Lebensansprüche verbirgt, die ein Heimburg ihr nicht erfüllen kann. Still, da kommt wer —“ — Die Thür öffnete sich, derselbe Diener trat wieder ein, um ein prachtvolles Tafelservis und weitere Luxusutensilien auf den Tisch zu stellen.

„Ich habe Ihren Befehl dem Kammerdiener bestellt,“ sagte er zum Grafen.

Dieser schwieg und sah mit dem Forstmeister ruhig zu, wie der Diener einen Wandschrank öffnete, weiße und grüne Weingläser heraus nahm und auf den Tisch trug.

Als vorhin der Forstmeister dem Grafen in den geöffneten Gartensaal gefolgt war, hatte sich die Thür hinter ihm nicht durch Bedientenhand geschlossen, sondern Herr von Heimburg hatte sie schnell zugedrückt und war eilenden Schrittes, als die Baronin noch die Treppe hinanstieg, in das ihm bekannte Gemach des Kammerdieners gegangen, der ihm devot entgegen kam. „Eilen Sie hinauf," sprach Heimburg mit Unruhe, „ich ließe die gnädige Frau um eine schleunige Audienz bitten." Er folgte dem hinauf laufenden Kammerdiener sogleich in die Beletage und blieb im Vorzimmer stehen. Der Kammerdiener kehrte sogleich zurück und führte den Herrn in denselben kleinen Saal, wo früher die Baronin den Grafen und Forstmeister empfangen hatte. Schon nach wenig Secunden erschien sie, noch den Hut auf dem Kopfe, eilte auf den Herrn von Heimburg zu und begann, ohne dessen Anrede abzuwarten: „Ich bitte Sie inständigst, vermeiden Sie jeden Mißton, ich weiß aus Ihren Mittheilungen, daß Sie Gründe zu haben glauben — —"

„Glauben?" unterbrach Herr von Heimburg mit scharfem Tone und einem Blicke der Befremdung.

„Seien Sie Hof- und Weltmann," fuhr sie bittend fort, „bewahren Sie mich, als Freund des Hauses, vor peinlichen Stimmungen; nehmen Sie am Grafen

ein Beispiel, der jede feindselige Erinnerung an diesem neutralen Orte ignorirt."

„Ich bin unfähig, mich zu verstellen, es giebt Kränkungen, die ununterbrochen schmerzen; klären Sie mich auf, gnädige Frau, ich darf es von Ihrem bisherigen Vertrauen erwarten, was wollen diese Männer, wie kommt der Graf zu Ihnen?"

„Ich kenne nur die Absicht einer höflichen Aufmerksamkeit."

„Trauen Sie ihm nicht, er erscheint nirgend, ohne eine Spur seiner Intrigue zu hinterlassen; ich vermuthe, daß er mich auch aus Ihrem Vertrauen zu verdrängen suchen will, wie er mich um meine öffentliche Stellung brachte."

„Herr von Heimburg! Sie sehen schwarz; die erlittenen Unannehmlichkeiten haben Sie argwöhnisch und gehässig gemacht. Man sucht oft in Personen die Ursache von Widerwärtigkeiten, die nur in Verhältnissen begründet liegen."

„Hüten Sie sich vor diesem Manne."

„Ei, ich sah Sie nie so erregt, Herr von Heimburg; der Graf hat in Ihrer Abwesenheit nur mit der größten Rücksicht Ihrer erwähnt. Es thut mir leid, daß Sie diese Form nicht beobachten."

In des Mannes wirklich ungewöhnlich erregte Miene trat eine Röthe der Beschämung; die Baronin

schien Theilnahme zu fühlen und ihren Vorwurf mildern zu wollen, indem sie fortfuhr: „Ich rede zu Ihnen als eine Frau, die dem starken Manne so willig vertraut und dankt; verstärken Sie den Dank, den ich Ihnen schulde, auch durch Bewahrung meines Hauses vor einer inneren Gewitterwolke. Ich begreife, daß es dem Ehrgeize des Mannes widersteht, einem Gegner zu weichen; glauben Sie wirklich, daß der Graf eine heimliche Absicht hat, so ist es Ihre Pflicht, auch meine Ehre zu bewahren; eilen Sie hinab in den Gartensaal dejeuniren Sie mit den Herren, damit kein Verdacht aufkomme, der mich beunruhigen müßte. Eilen Sie hinunter, der Graf wird gewiß den rechten Ton nicht verlieren."

„So bitte ich um ein Zugeständniß. Speisen Sie mit uns, seien Sie gegenwärtig."

Die Baronin besann sich einen Augenblick; dann zog sie die Klingel. Der Kammerdiener erschien mit den Worten: „Die Herren im Gartensaale lassen um die Ehre bitten, daß die gnädige Frau am Dejeuner Theil nehmen möge."

„Laßt noch zwei Couverts für mich und meine Tochter serviren," befahl sie. Als der Kammerdiener hinausgegangen war, fuhr sie fort: „Sie sehen, Herr von Heimburg, daß auch die Herren unten eine gute Form des Abkommens wünschen."

„Herrliche Frau!“ sagte Heimburg mit einem ihm nicht eigenen Feuer. Sie sah ihn verweisend an, dann trat sie zurück, sprach: „Erwarten Sie mich im Gartensaale,“ und entfernte sich.

Herr von Heimburg schien sich erst sammeln zu müssen, ehe er der Weisung der Baronin folgte. Er trat, trotz des Gewitterregens, Blitzes und Windes, unter die Säulenhalle vor dem Hause und sah den Verheerungen zu, die der Regen auf den Blumenbeeten anrichtete.

Unterdessen war der Diener, der vorhin den Tisch im Gartensaale gedeckt hatte, wieder eingetreten und brachte noch zwei Couverts auf die Tafel, zog noch zwei Sessel heran und sagte auf des Grafen Anrede: „Gnädige Frau und Fräulein werden mitspeisen.“ Der Graf lächelte den Forstmeister listig an und flüsterte nach des Dieners Entfernung: „Nun, Freundchen, das Gewitter gleicht Spannungen aus; Sie erfahren nun, daß man nicht gleich fortlaufen muß.“

Es vergingen noch mehre Minuten, ehe Herr von Heimburg eintrat. Er sah ernst und verschlossen aus; er hatte Recht gehabt, daß er ein schlechter Künstler in der Verstellung sei; er setzte den Hut schweigend auf den nächsten Spiegeltisch und schritt mit einer Sicherheit durch die Mitte des Salons, als befinde

er sich in seinem eigenen Hause. In diesem Augenblicke wüthete das Gewitter, welches eben über das Gut hinzog, so heftig, daß der Graf und der Forstmeister, die eben an das Fenster getreten waren, das Eintreten des Herrn von Heimburg gar nicht gehört hatten, dieser aber im Rollen des Donners und Prasseln des Regens auch nicht hörte, wie der Graf zu seinem Begleiter sagte: „Er wird der Baronin bei diesem Toben der Elemente Gesellschaft leisten.“ Kaum hatte der Forstmeister erwidert: „Dann wären wir ja erst recht überflüssig,“ als der Graf den festen Schritt Heimburg's im Saale vernahm, sich umkehrte, schnell den rechten Ton findend, auf den stehenbleibenden und auf jede Anrede gerüstet erscheinenden Mann zuschritt und anhub: „Ich bedauere die Verwüstungen, welche der Himmel in Ihren geschmackvollen Anlagen anrichtet. So hat Nichts Bestand, was der Mensch auch noch so künstlich angelegt hat. Es kam mir eben, als ich durch's Fenster sah, der Gedanke, daß die Natur eifersüchtig auf dieses Werk Ihres Geschmackes sei, da es die Natur an Schönheit und Mannichfaltigkeit zu überbieten schien.“

Herr von Heimburg lächelte kalt.

„Aber,“ fuhr der Graf fort, „haben Sie denn die Baronin in dieser beängstigenden Naturscene allein

gelassen? Damen pflegen von einem so heftigen Gewitter leicht irritirt zu werden."

„Die Baronin ist eine starke Frau und läßt sich durch nichts Ungewöhnliches irritiren," versetzte Heimburg mit einer Ruhe, deren Zwang sich durch die scharfe Betonung seiner Worte verrieth. „Das Gewitter wird vorüberziehen und die Sonne wie früher über das Haus scheinen, das obenein von mir mit einem Blitzableiter versehen wurde."

Der Graf fühlte, daß die verhüllte Ironie dieser Worte gegen ihn gerichtet war, begnügte sich aber nur mit einem zerstreutem Lächeln und vergaß plötzlich, was er erwidern wollte, da eben die Thür des Salons geöffnet wurde und die Baronin, von der Tochter begleitet, mit einer gewissen Hast eintrat. Ihre Toilette war verändert; sie trug über einem weißen Unterkleide ein blaßrothes, durchsichtiges, wie eine morgenröthliche Wolke ihren schönen Körper umfließendes Florkleid; in ihrer Miene lag eine gewisse Erhitzung, in ihrer Bewegung eine schüchterne Hast. „O Gott, welch' ein Unwetter!" rief sie, und dadurch verrathend, daß die heftigen Donnerschläge sie eiliger in die Gesellschaft der Männer gescheucht hatten. Es eilte der Graf sofort auf sie zu, bot ihr mit hofmännischer Galanterie die Hand und bat um die Ehre, sie nach dem Sessel führen zu dürfen. Sie legte die mit weißen Handschuhen bekleideten

Fingerspitzen nicht ohne anmuthige Koketterie auf seine Hand und ließ sich nach einem Sessel an der servirten Tafel leiten, während der Forstmeister, in dem die Pflicht des Edelmannes erwachte, der Tochter diese Etikette erwies. Herr von Heimburg beobachtete diesen Vorgang mit einem drohenden Blicke, und seine Stirn runzelte sich, als der Graf sofort den Sessel neben der Baronin einnahm, und das leichte Erschrecken der Dame bei einem eben den Saal feurig erleuchtenden Blitze durch die Versicherung zu beruhigen suchte, daß das Gewitter bereits über das Gut weggezogen sein müsse, da der Donner nicht mehr so rasch folge. Im Augenblicke, wo der Forstmeister Miene machte, den Sessel an der anderen Seite der Baronin einzunehmen, trat Herr von Heimburg schnell vor, legte die Hand auf die Lehne und rollte den Sessel zurück. Innerlich schnaubend setzte sich der Forstmeister an die Seite der Tochter, welche die Gewitterfurcht durch die Frage zu erleichtern suchte: „Ach! Herr Forstmeister, wird es auch bald vorüber sein?“

In der That zog das Unwetter, so schnell es aufgestiegen war, auch über das Gut hinweg nach den nahen Bergen; der Himmel wurde heller, der Regeu ließ nach; die Hagelkörner, welche draußen auf dem Balkon schmolzen, veranlaßten die Baronin zu dem Seufzer: „Ach! mein armer Garten! Wie wird es auf meinen

Feldern aussehen!" Sie blickte dabei auf Herrn von Heimburg. Dieser antwortete: „Die Hagelwolke strich an der Wiesenseite des Gutes vorüber; was den Garten betrifft, so werde ich nachher das Erforderliche anordnen, um den Schaden vergessen zu machen."

„Wie gesagt, meine Gnädige," fiel der Graf ein, „meine Gewächshäuser in der Residenz, auf Oberhaus und Deichstedt stehen Ihnen zur Verfügung; belieben Sie, Herrn von Heimburg zu veranlassen, für Sie auszuwählen, damit auch ich hier eine Erinnerung des Dankes für die angenehmen Stunden Ihrer Gastfreundschaft zurücklasse." — In diesen Worten lag eine so boshafte Absicht gegen Herrn von Heimburg, daß dieser mit der Hand zittterte, als ein Diener ihm eben die Tasse Chocolade präsentirte, womit das Dejeuner eingeleitet wurde. Die Nennung der Güter, die Aufforderung, den Feind zum Vermittler und Gehülfen der angebotenen Generosität zu machen, die Verleugnung aller Differenzen zwischen beiden Männern, deren tödtlicher Haß nur von der Baronin in den Schranken der Etikette gehalten wurde, war eine Niederlage für Herrn von Heimburg, der sich, in seiner Unfähigkeit, ein, sein ganzes Leben erfüllendes Gefühl der Feindschaft zu belügen, etwas linkisch benahm und sich durch einen fast flehenden Blick auf die schönc Frau zu stärken schien, um mit gleichgültigen

Worten zu erwidern: „Ich erfülle gern die persönlichen Wünsche der Frau von Mingerode.“

Diese mußte selbst das Unbehagliche der Situation fühlen, denn sie redete schnell den Forstmeister auf seine Jagdliebhaberei an, da sie weiter nichts von seinem nachbarlichen Stillleben wußte, und den Herrn von Heimburg nicht durch eine besondere Anrede des Grafen zurücksetzen wollte. Dieser aber hatte die Absicht, sich zum Sprecher und den Gegner zum Zuhörer zu machen; mit Gewandtheit lenkte er bald das Gespräch auf die königliche Residenz, die glänzenden Freuden der letzten Wintersaison, die neuen Moden und Vergnügungsweisen der Damen, die Karnevalfreuden, die Corsofahrten der Frühlingszeit, die Oper und die Hofconcerte, und er hatte die geheime Freude, die Aufmerksamkeit der Baronin so anzuregen und die empfänglichen Stellen eines schönen, der Welt nur scheinbar entsagenden Weibes zu treffen, daß die Baronin selbst in immer neue Fragen gerieth und ausrief: „Wahrlich, Herr Graf, Sie schildern ein Paradies; warum sind Sie nicht Hofmarschall des Hofes? Sie würden eine Zauberwelt schaffen!“

Der Graf hatte erreicht, was er beabsichtigte; Herr von Heimburg war durch des Grafen Thema, das jenem fremd war, und durch das angestachelte Interesse der weiblichen Neigungen in den Hintergrund

gedrängt. Das Dejeuner währte länger als eine Stunde; der Graf hatte so fesselnd zu schildern gewußt, daß man nicht aufmerksam gewesen war, wie das Gewitter verschwunden, das Wasser abgelaufen, der Himmel blau und die Luft ruhig geworden war; jetzt fiel der Sonnenstrahl wieder in den Salon und erreichte die Baronin. Sie schlug ihren Fächer auf und sah nach dem Fenster. „Sehen Sie, meine Herren," sprach sie, sich mit einem anmuthigen Zeichen der Beschließung der Tafel erhebend, „der Himmel verheißt Ihnen eine angenehme Rückfahrt, es hat mir viel Vergnügen gemacht, Sie bei mir gesehen zu haben. Sie werden entschuldigen, wenn ich mich in meine Gemächer zurückziehe."

Diese rasche Verabschiedung machte den Grafen augenblicklich stutzig; er sprach sehr verbindliche Worte des Dankes und wendete sich dabei gegen den Herrn von Heimburg mit der Frage: „Haben Sie Ihren Wagen etwa im Dorfe gelassen? So biete ich Ihnen einen Platz in dem meinigen an; wir fahren bis dahin bequem zusammen."

Die Baronin verneigte sich und nahm die Hand des Herrn von Heimburg an, der sie, dem Grafen diesmal zuvorkommend, an die Thür und, als die Baronin hier ihre Hand zurückzog, sichtbar gegen ihren Wunsch, auch über die Schwelle begleitete.

„Fahren Sie mit den Herren ab,“ flüsterte sie hastig.

„Gnädige Frau, ich habe die Reise von Severn gemacht, um mit Ihnen wichtige Angelegenheiten zu besprechen.“

„So kommen Sie zur Tafel um fünf Uhr,“ erwiderte sie im Enteilen gegen die Treppe.

Herr von Heimburg ging nicht in den Salon zurück, sondern in das Stübchen des Kammerdieners, um seinen leichten Staubrock überzuziehen. „Werden die Herren abfahren?“ fragte ein hinzutretender Diener.

„Ja,“ antwortete Heimburg gedankenschwer; dann ging er die Freitreppe hinab in den Garten.

„Nun,“ hatte der Graf gefragt, als Heimburg der Baronin über die Schwelle der Salonthür gefolgt war, „was will er? Ich fahre nicht eher, bis er mit uns das Gut verläßt.“

„Ich will anspannen lassen,“ erwiderte der Forstmeister; „ein solches Dejeuner nicht für eine Tonne Goldes zum zweiten Male. Habe für Zeit meines Lebens Groll genug eingesogen; habe mich aus purer Verzweiflung mit dem jungen Mädchen über Dinge unterhalten, von denen ich nichts mehr weiß.“ — Der Graf schritt, die Hände in die Hüfttaschen geschoben, nachdenkend durch den Saal, dann drehte er sich plötzlich gegen den ungeduldigen Forstmeister um und sprach: „Wir müssen jetzt fort, wenn wir nicht den

Anstand als Gäste einer einzelnen Dame verletzen sollen; aber er muß mit!"

Der Forstmeister eilte an ein Fenster, stieß es auf und rief einem Bedienten, der eben einen umgeweheten Rosenstock aufrichtete, zu: „Heda, anspannen!"

„Man ist schon dabei," antwortete der Bediente, „ist gleich fertig."

„Wer hat denn das bestellt?" murmelte der Graf, an das Fenster tretend.

„Potzblitz!" kicherte der Forstmeister mit Schadenfreude, „da geht er hin, er schämt sich seiner ärmlichen Extrapost, will ungesehen abfahren."

Wirklich erspäheten die hastigen Blicke des Grafen den Herrn von Heimburg, welcher langsamen Schrittes den Weg nach der Einfahrt des Gutes einschlug.

„Potzblitz!" flüsterte der Forstmeister, indem er auf das Gelenk seines Zeigefingers biß, als wollte er nach Jägerweise einen Hund auf die rechte Fährte pfeifen, „wenn er uns abfahren ließe und wiederkäme, um uns auszulachen."

Der Graf sann einen Augenblick nach, den Alten mit großen Augen anstierend. „Ei was," sagte er kopfschüttelnd, „der lacht heute nicht mehr."

Ein Diener trat ein, um den Tisch abzuräumen. Beide Männer fingen ein Gespräch über das Wetter an. „Ist viel ruinirt?" fragte der Graf.

„Nein,“ versetzte der Diener, „der Schaden ist unbedeutend; nur der herrliche Granatbaum vor dem Hause, den unsere gnädige Frau sehr liebte, ist gebrochen.

„Saget der Frau Baronin, daß ich ein halbes Dutzend senden würde.“

„Ist's gefällig?“ rief jetzt ein anderer Diener in die Thür. Man hörte die vorfahrende Chaise im Kiessande knistern. Nach wenigen Minuten rollte der Wagen aus dem Gutsthore. An den Fenstern der Beletage war Niemand zu sehen. Als der Wagen über die Landstraße fuhr, die in das Dorf Mingen führte, sah der Forstmeister zuerst die Gestalt des Herrn von Heimburg wieder, welcher seine Schritte gegen das Dorf richtete. „Glauben Sie, daß er abfährt?“ fragte der Forstmeister; „man kommt doch nicht aus Severn her, um nur ein Frühstück hier zu nehmen.“

„Ohne Zweifel wird er nur einen Spaziergang machen und wieder nach der Baronin zurückkehren. Ich und er haben aber die Befriedigung, daß Keiner vor dem Anderen weichen wollte; das genügt mir. Er entfernte sich mit uns, um die Verabschiedungsworte nicht nöthig zu haben.“

„Aber nun das Resultat unserer Fahrt? Das Resultat? Die Sache hier erschien mir nicht richtig.“

„Seien Sie ohne Bekümmerniß, der Heimburg wird Ihr Nachbar nicht. Wie hölzern, gleich einem eingeladenen Schulmeister, saß der Mann bei Tisch, während die Baronin bei den Schilderungen des Residenzlebens von den aufwachenden Geistern ihrer eigentlichen Natur fortgerissen wurde. Die Frau ist gelangweilt, ihre Retraite auf dies Gut ist nur der Entschluß einer zeitweisen Verstimmung gewesen; wahrscheinlich hervorgerufen durch zudringliche Bewerber um ihr Vermögen und rheinische Pfaffenintriguen. Die Frau ist zu stolz, um einem Manne die Hand zu reichen, welcher, selbst ohne Vermögen und öffentliche Stellung, nur ihre Reichthümer im Auge haben könnte. Sie selbst will der Preis sein, denn sie kennt ihren persönlichen Werth recht gut. Möglich, daß sie, so lange Heimburg noch das Fürstenthum regierte, in der Vorstellung, die erste Frau im Lande zu werden, ihm dafür ihr Vermögen zur Disposition gestellt hätte, jetzt aber bin ich überzeugt, daß sie dem ärmlichen Privatmanne nur die Stellung eines Verwalters gestatten wird."

„Ich glaube, Sie haben einen Eindruck auf sie gemacht."

„Meinen Sie?" fragte der Graf mit selbstgefälliger Miene, indem er sich behaglicher zurücklehnte,

„wenn das der Fall wäre, so müßte es ohne Absicht geschehen sein."

„Die Baronin erschien mir etwas kokett."

„Nicht mehr, als zu der Anmuth und dem Selbstbewußtsein eines schönen Weibes gehört; sie würde in einer Residenz und an einem glänzenden Hofe Furore machen."

„Lieber Graf, Sie sollten, als ein Mann in dem kräftigsten Alter, selbst die Baronin heimführen; Sie Wittwer, die Frau eine Wittwe; das paßt."

Der Graf sah den alten Forstmeister mit schelmisch blinzelnden Seitenblicken an. „Ei, Sie listiger Nachbar," sagte er lachend, „um die Sorge loszuwerden, daß der Heimburg Ihnen an die Grenze rücken könnte, wollen Sie mich auf den Anstand schicken. Hätte nicht geglaubt, daß Sie Alter noch auf Liebesintriguen ausgehen."

„Nun, der Gedanke kam mir in den Kopf, als ich bemerkte, wie Sie im Anblicke der schönen Frau heiß wurden, und sie den galanten Erzähler mit ihren Vergißmeinicht-Augen oft etwas träumerisch anlächelte. Ei, man bietet auch nicht gleich ganze Gewächshäuser und ein halbes Dutzend Granatbäume an."

„Wirklich, Sie könnten mich auf Gedanken bringen, die ich noch nicht hatte, doch, wir wollen einmal abwarten, welche Rückwirkung unser allerdings etwas

abenteuerlicher Besuch auf die Stellung des Heimburg hat. Vorläufig danke ich Ihnen für die Gelegenheit, die Sie mir gegeben haben, Ihre schöne Nachbarin kennen zu lernen. Sehen Sie, wie das Gewitter die Winterfrucht niedergelegt hat."

So lenkte Graf Rottorff das Gespräch ab. Es war bereits 4 Uhr geworden, als der Wagen auf den Gutshof zu Horstenbeck wieder einfuhr. Auch hier hatte das Gewitter gewüthet, und Lieschens Ehemann, welcher herbeieilte, um den Wagenschlag zu öffnen, erzählte von der geschehenen Zersplitterung der schönen Eiche im Parke durch den Blitzstrahl.

Der Graf wäre gern sogleich weiter in der Richtung nach der Residenz gefahren, wenn er nicht dem Anstande und der Gastfreundschaft die Rücksicht schuldig gewesen wäre, die Langeweile auf Horstenbeck bis zum Einbruche der Nacht zu verbergen. Er besuchte mit dem Forstmeister die zersplitterte Eiche, nahm dann das verspätete Mittagsmahl mit dem Forstmeister ein und suchte die Zeit auszunützen, daß er sich über die Vermögensverhältnisse der Frau von Mingerode in unverdächtiger Weise noch mehr zu unterrichten bemüht war. Besonders schien ihn die Stellung der Tochter zu dem Vermögen der Mutter zu interessiren, worauf der Forstmeister aber nichts antworten konnte.

Sehen wir uns wieder nach Herrn von Heimburg um.

Er war auf dem noch feuchten Boden der Landstraße bis an das Dorf gegangen, dann aber rechts ab in einen Feldweg eingebogen und von hinten in den Gutsgarten zurückgekehrt. Seine Miene war mehr wehmüthig verdüstert, als ernst. Er blieb oft sinnend vor diesem oder jenem Strauche und Blumenbeete stehen, dem das Gewitter Spuren der Gewalt aufgedrückt hatte, aber seine Gedanken beschäftigten sich mit anderen Dingen, denn die Augen blickten oft gegenstandlos in die Luft. Er erreichte das Glashaus, trat hinein, bemerkte das Anrufen des im Gewitter vergessenen Papagai's in der offenen Vorhalle nicht und schritt bis zur Hälfte des Ganges zwischen den tropischen Gewächsen fort, wo eine Bank aus Bambus stand. Hier ließ er sich nieder, stützte den Kopf und blieb unbeweglich sitzen. Länger als eine Stunde verweilte er hier; er hatte ein Buch aus der Tasche des Ueberziehers gezogen, das ihm unterwegs in der Postchaise zur Unterhaltung gedient haben mochte, und zu lesen versucht, aber er legte es bald wieder bei Seite und versenkte sich in seine Gedanken. Plötzlich erhob er sich, schritt mit heftigen Schritten durch die ganze Länge des Glashauses auf und nieder, dann trat er heraus und setzte seinen Weg mit sicherer Haltung

seitwärts durch den Garten fort. Als er aus dem Gewächshause trat, war seine Miene wieder ruhig und von einem milden Ernste beherrscht, nur seine sonst bleichen Backen hatten einen Anflug von Röthe. Auf dem Wege, wo er jetzt ging, konnte er vom Hause aus nicht gesehen werden; es lag eine Wand von Buschwerk dazwischen; der Weg führte durch eine Seitenpforte in ein kleines Gehöfte, wo der ökonomische Verwalter des Gutes seine Wohnung hatte. Dieser, ein noch junger, robuster Mann, welcher eben beschäftigt war, die vom Gewittersturme losgerissenen Weinranken an der Hofmauer wieder fest zu binden, bemerkte den Kommenden erst, als dieser wenige Schritte hinter ihm entfernt war, zog ehrfurchtsvoll seine Mütze, wies auf die Spuren des Unwetters und berichtete, daß ein kleiner Theil des Haferfeldes verhagelt sei. Herr von Heimburg erschien gleichgültig dagegen, trat in das Häuschen ein und der Verwalter eilte an ihm vorüber, um die Thür eines saubern Stübchens zu öffnen, wo ein Pult mit Verwaltungsbüchern und Schriften stand.

„Haben Sie die Abrechnung des Ernteertrages, die ich bei meinem letzten Hiersein gut hieß, sauber in Summen ausgezogen, die ich der Frau Baronin verlegen kann?“

„Zu Befehl, Herr Oberregierungsrath. Wollen Sie geneigtest ansehen und vergleichen?“

Hiermit begann eine längere, geschäftliche Unterredung und Herr von Heimburg bewies dadurch, daß er der eigentliche Verwalter des Gutes war und sich als ein praktischer Sachkenner um alle ökonomischen Details bekümmerte. So verging abermals eine Stunde. Die Uhr auf dem Kirchthurme im Dorfe Mingen schlug Vier. Er ließ sich die Stiefel durch eine Magd des Verwalters vom Schmutze der vorhin noch feuchten Land- und Gartenwege reinigen, zog den Ueberzieher aus und trat den Weg nach dem herrschaftlichen Hause an. Die Sonne schien freundlich wieder, die Luft war mild.

Da hörte er, im Garten hinter den Gebüschen, einen leisen, knisternden Schritt; ein farbiger Gegenstand wurde durch die Blätter flüchtig sichtbar; die Baronin, im Strohhute, einen rothen, leichten Shawl umgeschlagen, promenirte in der Richtung des Glashauses durch den Garten. Er sah ihr mit einer schmerzlichen Freude nach, dann folgte er ihr. Sie hörte den männlichen Schritt, kehrte sich um, blieb weilen und erwartete den Näherkommenden. Seine höfliche Begrüßung erwiderte sie mit einem besorgt fragenden und prüfenden Blicke und der etwas hastigen Frage:

„Wo waren Sie?“

„Gnädige Frau, ich habe mit dem Verwalter ökonomische Geschäfte abgemacht.“

„Immer der sorgsame Freund; aber warum diese Sorge, die jeder Hagelschlag, jede Mißernte steigert; warum dringen Sie auf Selbstbewirthung, da wir doch nicht um den guten oder schlechten Markt zu kargen brauchen und die Oekonomie, die Ihnen so viel Mühe macht, verpachten könnten, wie es jetzt die meisten Rittergutsbesitzer thun?“

„Gnädige Frau, ich denke dabei nur an Ihr Interesse; und da ich jetzt amtlos bin, so vergönnen Sie mir diese Beschäftigung für Sie. Wer ein gutes Pferd in fremden Dienst vermiethet, bekommt es mager und abgetrieben wieder; wer sein fruchtbares Land verpachtet, behält nur einen todten, von fremdem Interesse ausgesogenen Boden als Eigenthum.“

„Aber wer ein Gut verkauft?“ Diese Frage sprach die Baronin so eigenthümlich, und sie blickte dabei den aufhorchenden Mann so herausfordernd und doch so neckisch an, daß dieser selbst nicht sogleich verstand, ob hier eine ernste Meinung oder eine weibliche Laune des Widerspruchs gefragt habe. Ueberhaupt erschien es ihm, als sei die Baronin bemüht, eine innere Erregtheit zu verheimlichen und eine Verstimmung in paradoxe Aeußerungen der Laune zu kleiden.

„Wer ein Gut verkauft, der häuft seine Sorge; denn es ist weit schwieriger, Gelder, als liegendes Gut zu verwalten, zu schützen und zu behaupten. Mißernte und Hagelschlag sind Ereignisse, welche das nächste Jahr wieder ausgleicht, die Unglücksfälle aber in der Geldwelt, wo nicht die Natur, sondern Menschen gesetzlos agiren, können auf einmal und für immer zu Grunde richten. Ich kann Ihnen versichern, gnädige Frau, daß die Verwaltung Ihrer rheinländischen Kapitalien mir mehr Sorge und Mühe verursacht, als diejenige dieses ausgedehnten Gutes."

„So würden Sie mir niemals rathen, den Landbesitz gegen eine freie Lebensstellung zu vertauschen? So müßte ich, wenn es mir einfiele, in Italien leben zu wollen, immer mit Angst daran denken, daß in Mingen Sturm, Ueberschwemmung, Hagelwetter, Mißernte eintreten könnte?"

„Gnädige Frau; in der That, ich höre eine fremdartige Sprache."

„Nun, der Anblick dieser Verwüstung im Garten bringt mich auf solche Reflexionen." Herr von Heimburg sah sie argwöhnisch an. Wenn der Graf mit der Ueberzeugung geschieden war, daß er in der einsamen Gutsbewohnerin die ursprünglichen Regungen ihrer Natur durch seine lockenden Schilderungen des

galanten Hof- und Residenzlebens gereizt und geweckt habe, so hatte sich der Kenner des Weiberherzens nicht getäuscht; in der Baronin war, nachdem die Männer sie verlassen hatten, eine Unruhe und Erregtheit zurückgeblieben, welche sich in die Stimmung der Unbehaglichkeit, der Mißlaune und des Wohlgefallens an Widersprüchen verwandelte und sich auch jetzt gegen Herrn von Heimburg durch ungewöhnliche, paradoxe Fragen Luft machte; sie fühlte sich plötzlich nach der Abfahrt des Grafen gelangweilt und wiederholte in ihrer Phantasie die Bilder des Hof- und Salonlebens, in denen das Weib in dem glänzenden Lichte der Culmination seiner gesellschaftlichen Bedeutung erschien. In diesen Phantasiebildern war sie in den Garten gegangen, um das heiße Gefühl ihrer Verstimmung abzukühlen.

Als Herr von Heimburg schwieg, schien sich die Reizbarkeit mit der Lust des Widerspruches zu steigern. „Ich dächte," begann sie, „es wäre für die Erziehung meiner Tochter nothwendig, in der Residenz zu leben; ihre Ausbildung ist noch unvollendet, Sie werden sich selbst überzeugt haben, wie unbeholfen sie sich bei dem Dejeuner benahm, als der Graf und Forstmeister ihr die Aufmerksamkeiten erwiesen, die der gute Ton mit sich bringt."

„Verlangen Sie nichts dergleichen von einem Kinde.

Und doch ist sie eine so liebliche, natürliche Erscheinung, uneingeweiht in die gleißende Lüge der Welt."

„Da höre ich wieder den mit der Gesellschaft grollenden Mann reden, der gern in eine Eremitage zöge und für seine Stimmung Convertiten anwürbe."

„Gnädige Frau; war es nicht Ihr eigener Wille, sich auf das Stammgut Ihres verstorbenen Gemahls zurückzuziehen und der Ausbildung Ihrer Tochter zu leben? Habe ich nicht Alles gethan, den Aufenthalt hier angenehm einzurichten, Ihnen einen Garten zu schaffen, der durch seine lebendige Färbung alle falschen Blendwerke eines Salons überstrahlt?"

„Ja, Herr von Heimburg, das danke ich Ihnen. Aber ich habe mich doch wohl für zu stark gehalten, theils um der Welt zu entsagen, theils um die Erziehung meiner Tochter vollenden zu können; sie soll keine Nonne, kein Dorfmädchen werden; Geburt und Vermögen berechtigen sie, in die Kreise der Aristokratie einzutreten, dafür die Form zu erwerben. Will ich nicht Hauslehrer und Gouvernante, wie am Rhein, wieder in's Haus nehmen, wogegen ich eine Aversion habe, so muß ich auf die Salonbildung meiner Tochter verzichten. Ich hätte Lust, im Herbst in eine größere Residenz zu ziehen und dies Gut zu verpachten oder zu verkaufen."

„Die Verpachtung rathe ich ab, ein Verkauf ist unthunlich."

Die Baronin schien die Einrede absichtlich herausgefordert zu haben; sie bekam eine lebhaftere Röthe und ihre Augen glänzten freier. „Unthunlich?“ fragte sie keck.

„Ich darf die gnädige Frau daran erinnern, daß dies Gut ein väterliches Erbtheil Ihrer Tochter ist, daß der Verstorbene testamentarisch mich zum Vormunde der Tochter bis zu ihrer Volljährigkeit ernannt hat.“

Zum ersten Male hob sich, dem Oberregierungsrathe gegenüber, die Gestalt der Frau in stolzer, abweisender Würde, als sie stehen blieb und fragte: „Sie wären gewillt, mir darin zu widerstehen?“

„Nicht ich, die Stimme Ihres verstorbenen Gemahls, meine übernommene, eidlich bekräftigte Pflicht.“

„Hm!“ erwiderte sie, das Haupt wiegend und die Promenade fortsetzend, „vormundschaftliche Verfügungen sind hier im Fürstenthume leicht umzustoßen!“ Sie schlug in ihrer inneren Aufregung den Sonnenschirm zu und öffnete ihn ebenso schnell wieder. Herr von Heimburg stutzte; seine Wangen rötheten sich flüchtig, er hatte keine Antwort bereit. Er fühlte, daß die ungewöhnlich gereizte Frau auf seine Entfernung vom Amte, den überwiegenden Einfluß des Grafen auf die Rechtsverhältnisse im Fürstenthume hingewiesen, daß sie ihm wohl gar mit dem Grafen gedroht habe. Das regte seinen Ehrgeiz in hohem Grade auf. Erst nach

einer Pause, in welcher die Baronin schweigend weiterschritt und lebhafter zu athmen schien, sprach er mit erzwungener Ruhe: „Sollte die erste flüchtige Erscheinung des Grafen Rottorff hier in diesem seither glücklichen Stillleben zerstörendere Spuren als das Gewitter hinterlassen haben?“

„Herr von Heimburg!“ sprach sie empfindlich stolz.

Der plötzliche Eifer einer aufkochenden Gefühlswärme überkam den Mann, welcher sein Weiterschreiten unterbrach, die Baronin dadurch zum Stehenbleiben und Umschauen veranlaßte und dann mit einer wehmüthigen Miene und Stimme sprach: „Gnädige Frau, ich beschwöre Sie, bei dem Vertrauen und der Freundschaft, welche Sie mir bisher erwiesen haben, hüten Sie sich vor den Lockungen dieses Grafen!“

Sie schien überrascht, ihre Wangen glühten, ihre Augen hafteten anfangs unsicher auf der bittenden Miene des Begleiters; doch schnell gewann sie Geistesgegenwart und erwiderte stolz: „Ei, Herr von Heimburg, es ist nicht hübsch, daß Sie einen Mann verdächtigen, der mir nur Höflichkeit erwiesen und in Ihrer Abwesenheit mit einer großen Rücksicht Ihrer gedacht hat.“

„Die Verstellungskunst ist mir schwer. Sie kennen

die Thatsachen, welche mir jenen Mann feindlich gegenüber gestellt haben."

„Aber wollen Sie die Feindschaften Ihrer persönlichen Angelegenheiten auch auf mich übertragen?"

„Gnädige Frau; es haben mich heute andere, für mich wichtigere Gefühle und Absichten hierher geführt; ich ahnte nicht, daß ich Sie in dieser unvoraussehbaren Gesellschaft antreffen würde, ich glaubte, auf Ihr Vertrauen, Ihre Dankbarkeit eine Hoffnung bauen zu dürfen, die ich aber jetzt verschweigen muß, da ich Sie nicht in der Stimmung finde, die ich vorauszusetzen wagte."

Sie schwieg.

„Erlauben Sie mir, daß ich mich verabschi[illegible]

„Nein, lieber Heimburg," erwiderte sie mit [illegible]licher Wandlung ihre Stimme, Miene und H[illegible]ung, „so entlasse ich einen Freund nicht; folgen Sie mir in's Haus, das Diner wird uns erwarten."

„Ja, edle Frau, Sie haben mich nur auf eine harte Probe meiner Ergebenheit stellen wollen; möchte ich sie zu Ihrer Befriedigung bestanden haben.

„Weiber sind launisch und das Ungewöhnliche, selbst wenn es angenehm wäre, regt sie auf. Führen Sie mich." Sie legte den schönen Arm in den seinen und ließ sich von dem plötzlich heiter erscheinenden Manne nach dem Hause geleiten.

Beim Diner war Adele, die Tochter, zugegen; Herr von Heimburg, der während der Tafel im Gartensaale nur von Verwaltungsangelegenheiten redete, merkte nach aufgehobener Mahlzeit eine Absichtlichkeit darin, daß die Baronin mit besonderer Aufmerksamkeit die Tochter an ihrer Seite behielt, über ihre geistige Ausbildung mit ihm sprach, seine Ansichten ausfragte und auch nicht, wie sie es zu thun pflegte, den Kaffee in das Glashaus befahl. Als sie zu einer Promenade im Garten einlud, forderte sie die Tochter zur Begleitung auf. Herr von Heimburg zögerte mit seiner Verabschiedung; er hatte sichtbar etwas auf dem Herzen, es war nicht allein das Gefühl eines fremden Klima's, das ihn hier in der veränderten Stimmung und Umgangsweise umgab. Da es die Etikette nicht gestattete, daß er im Hause einer alleinstehenden Dame übernachtete, so pflegte er, wenn er von Severn eintraf, in einem besonders für ihn bereit gehaltenen und vollständig eingerichteten Zimmer des Gast- und Postrelaishofes im nahen Dorfe Mingen zu logiren. Als er sich in der beginnenden Dämmerung und bei dem sichtbaren Zeichen der Abspannung der Baronin verabschiedete, vergaß dieselbe, ihn zu fragen, ob er abzufahren oder zu übernachten gedenke, was sie sonst zu thun pflegte, da er, als er noch im Amte stand, auch des Nachts nach Severn zurückzukehren öfter ge-

zwungen war. Er ging, mit dem stillen Entschlusse zu bleiben.

Als das Dorf Mingen schon in mitternächtiger Ruhe lag und auch auf dem Gute nach und nach die Lichter verschwunden waren, da schimmerten noch die beiden Fenster im Gasthause, wo Herr von Heimburg logirte, in die stille Nacht. Er saß an einem Pulte und schrieb einen Brief auf feines Papier. Als er damit fertig war und ihn aufmerksam durchgelesen und mit seinem Petschafte an der Uhrkette versiegelt hatte, schrieb er die Adresse: „An die Frau Baronin von Mingerode, Hochwohlgeboren."

„So," sprach er mit fast tonloser Stimme, „ehe das Gift, welches sie eingesogen, tiefer ihre Natur zerstört, will ich den raschen, entschiedenen Schritt thun!"

Ende des ersten Bandes.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

Klencke, Hermann,

Das gräfliche Haus Rottorff Roman in vier Bänden

Bd.: 1

Berlin (1865)